



VIER VIERTEL KULT

Vierteljahresschrift der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz

SCHWERPUNKT: Orchester

Gerald Mertens: Der Tradition verpflichtet – offen für Neues

AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

Ingrid Wahnschaff-Gruber: Windenergie auf Stiftungsflächen

STIFTUNGSVERMÖGEN VORGESTELLT

Kirche St. Marienberg

ÜBER DEN TELLERRAND

Rupert Graf Strachwitz: Wie mein Urgroßvater Neuerkerode erfand



Stiftung
Braunschweigischer
Kulturbesitz

WINTER 2012





Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Freunde der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz,

in dieser Saison feiert das Staatsorchester Braunschweig ein schönes Jubiläum. Mit 425 Jahren gehört es zu den ältesten Kulturorchestern der Welt. Michael Praetorius, Heinrich Schütz, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Hector Berlioz und viele mehr: Kaum ein Orchester hat so viele berühmte Dirigenten und Kapellmeister über die Jahrhunderte gesehen wie das Staatsorchester, das die Musik unserer Region prägt. Grund genug, das Jubiläum zum Anlass zu nehmen, der Situation der Orchester insgesamt einen Schwerpunkt zu widmen. Wie sieht die Zukunft der Orchester aus? Wie können wir junge Menschen dafür begeistern? Wie fördern andere? Sie werden erstaunliche Antworten lesen. Unser Generalintendant hat sich ebenso geäußert wie ehemalige Weggefährten. Aber natürlich sind auch externe Experten unter den Autoren.

Apropos „ehemalige Weggefährten“: Der ehemalige Generalintendant des Staatstheaters, Wolfgang Gropper, hat uns zum letzten Mal die Kolumne geschrieben. Er sei zu weit weg, schreibt er – was wir ja ohnehin bedauern. Aber er wird uns doch gelegentlich noch mit Beiträgen begleiten und inspirieren. Darauf freuen wir uns jetzt schon.

Die alte Mühle in Emtingenhausen beschließt die Rubrik unserer Aktivitäten und Förderungen und erinnert uns daran, wie weit das alte Braunschweiger Land einst reichte. Noch eine Vielfalt bringt das Heft: Die Autoren dieser Ausgabe sind zwischen 18 und 80 Jahre alt. Ob Russendisko oder Denkmalpflege: Die SBK ist thematisch breit aufgestellt. Der Beitrag über die Windkraftanlagen bringt eine engagierte Befürworterin in einer naturgemäß sehr kontroversen Debatte zu Wort. Saubere Energie contra

Landschaftsästhetik, das ist nicht nur ein Thema für Ökonomen, Ökologen und Techniker, sondern auch für kulturphilosophische Betrachtungen. Ein weites Feld auch für unsere Stiftung.

Ferner besuchen die Autoren eine Ballettschule mit Tradition, hören die spannende Geschichte einer Stiftungsgründung aus der Sicht eines Urenkels des Stifters und beschäftigen und mit so wichtigen Dingen wie dem Ende der Welt. Denn der Besuch der PTB, der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt in Braunschweig erinnert uns daran, dass die Maya ihren Kalender nur bis zum 20. Dezember 2012 reichen ließen; ein Zeichen also für den Weltuntergang?

Wir machen jedenfalls erst einmal ungebremst weiter. So wird es auch eine Frühlingsausgabe 2013 von VIERVIERTELKULT geben – übrigens wieder mit einem ganz besonderen Schwerpunkt. Und das Staatsorchester Braunschweig soll ja schließlich einst auch seinen 500. Geburtstag feiern können.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich nun frohe Weihnachten, eine entspannte Jahreswende und viel Freude mit dieser Ausgabe von VIERVIERTELKULT!

Ihr

A handwritten signature in blue ink, appearing to read "Gert Hoffmann".

Dr. Gert Hoffmann

Präsident der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz

Stiftungsblitze



Am Gemeinschaftsstand der Stiftungen präsentierte die SBK eigene Publikationen und Beispiele ihrer Fördertätigkeit. Die Stiftung knüpfte bereits zum dritten Mal ihre Kontakte zu Verlagen, Journalisten, Autoren. Diesmal waren auch die Autoren des geförderten Elfchen-Bandes mit dabei (A, vgl. S. 47).

Der neuen Band aus der SBK-eigenen Reihe über die Kaisergräber im Dom zu Königslutter ist noch druckfrischer: Er erschien Anfang Dezember (B, vgl. S. 47).



(C)



(D)



(E)

Verbotschilder seien typisch für Deutschland: Das Gerücht hält sich hartnäckig und stimmt nicht. Aber hier schützt es den Wald und ist notwendig (C). Im Oktober präsentierte der Allgemeine Konsumverein, gefördert von der SBK, an vielen Orten im Braunschweiger Stadtgebiet „Klangstätten“, schon zum zweiten Mal nach 2009. Workshops, Installationen, Soundwalks. München leuchtet? Braunschweig klingt! (D). Mit einem eigenen, gut besuchten Programm beteiligte sich die SBK an der diesjährigen Braunschweiger Kulturnacht. Ein Besuch der Bildergalerie auf unserer Homepage www.sbk-bs.de gewährt einen Einblick in Programm und Stimmung. (E). Vier Tage zuvor erlebten Zuschauer und Zuhörer im Kaiserdom einen kulturellen Höhepunkt: Der slowakische Pantomime und Regisseur Milan Sladek verwandelte Töne in Mimik und Gestik – unvergesslich für alle, die dort waren (großes Bild).

3

Orchster

Das Staatsorchester Braunschweig ist mit 425 Jahren eines der ältesten Kulturorchester der Welt. Auch die SBK hat das Orchester gefördert; ein guter Grund, dem Phänomen „Orchester“ einen Schwerpunkt zu widmen. Der Intendant des Staatstheaters Braunschweig, Joachim Klement, erklärt die besondere Bedeutung des Orchesters heute, keine Hofkapelle, sondern seiner Zeit weit voraus. In Interviews mit dem Generalmusikdirektor, Alexander Joel, und dem Ehrendirigenten, Stefan Soltesz, lassen sich Gemeinsamkeiten in der Einschätzung heutiger Kulturpolitik mehr als deutlich vernehmen. Und während Gerald Mertens darauf hinweist, dass es immer noch 131 Kulturorchester in Deutschland gibt, macht er statt des üblichen einfallslosen „Zusammenlegen! Abwickeln! Schließen!“ einen erfrischenden Vorschlag.

Für die Illustration des Schwerpunktes durfte Andreas Greiner-Napp das Staatsorchester Braunschweig und den Dirigenten Ernst van Thiel bei den Proben zu „The Artist“ von Ludovic Bource fotografieren. VIERVIERTELKULT bedankt sich herzlich bei den Musikern des Staatsorchesters Braunschweig und gratuliert zum 425-jährigen Bestehen. Alles Gute für die Zukunft!



Der Tradition verpflichtet – offen für Neues

Gedanken zur Orchesterkultur in Deutschland

von Gerald Mertens

Das Jahr 1502 gilt als Ausgangspunkt für eine inzwischen mehr als 500 jährige Orchesterkultur in Deutschland. In diesem Jahr wurde nämlich erstmals ein Trompeter gemeinsam mit weiteren Musikern in einer Hofkapelle angestellt, deren Rechtsnachfolger durchgängig bis heute (inzwischen als Staatsorchester) existiert. Erraten Sie es? Nein, nicht in Weimar, Dresden, München oder Schwerin, sondern in Kassel! Das Staatsorchester Kassel gilt als das älteste deutsche Orchester. Mit seinen 425 Jahren zählt das Staatsorchester Braunschweig also durchaus zu den „Ur-Ensembles“ deutscher Orchestertradition. Den frühen Orchestergründungen an deutschen Fürstenhöfen folgten in späteren Jahrhunderten bürgerliche, städtische und staatliche. Hauptaufgaben der Hofkapellen lagen in der Repräsentation, der Begleitung der Jagd und des Militärs – ab dem 17. Jahrhundert auch in der Oper, aber immer auch in der Unterhaltung und Zerstreuung.

In jüngster Zeit hat sich zu den Bereichen Repräsentation und Unterhaltung auch noch der Bereich musikalische Bildung hinzugesellt. Dennoch befinden sich die Orchester heute bei der Suche nach ihrer Positionierung in der Gesellschaft in einem Dilemma: Denn auf der einen Seite hat sich unser tägliches Leben in den vergangenen Jahren rasant verändert. Vor allen Dingen die digitale Revolution, die Verdichtung und Vervielfältigung von Informationen, die Entwicklung des Internet sowie technologische Innovationen haben wirtschaftliche Produktionsprozesse, aber auch gesellschaftliche Kommunikationsprozesse massiv beeinflusst. Auf der anderen Seite produzieren Orchester noch heute so, wie sie es schon vor 100 Jahren getan haben: Ein Dirigent steht an der Spitze, 80 bis 100 Musikerinnen und Musiker folgen. Klassische Musikproduktion ist echte Handarbeit geblieben; hochspezialisierte Orchestermusiker sind in diesem Sinne „Kunsthandwerker“. Rationalisierungen sind von der Sache her ausgeschlossen. Eine Sinfonie von Gustav Mahler verlangt für die partiturgerechte Aufführung eben eine bestimmte Musikerbesetzung. Das Live-Erlebnis einer Opern- oder Orchesteraufführung wird auch in Zukunft durch nichts zu ersetzen sein.

Hohe Personalintensität des Orchesterapparats
Diese unveränderbar hohe Personalintensität des Orchesterapparats (sie gilt auch im Theaterbereich) ist auch einer der Hauptgründe, warum in den vergangenen Jahren so intensiv über die Finanzierung von Theatern und Orches-



“Eine Sinfonie von Gustav Mahler verlangt für die partiturgerechte Aufführung eben eine bestimmte Musikerbesetzung. Das Live-Erlebnis einer Opern- oder Orchesteraufführung wird auch in Zukunft durch nichts zu ersetzen sein.

tern diskutiert und gestritten wurde. Ein Ende der Debatte ist auch nicht in Sicht. Insbesondere in den 1990er Jahren ging der begehrliche Blick sehr häufig auf die privaten Finanzierungsmodelle nordamerikanischer Orchester. Verkannt wurde dabei, dass die US-Orchester zunächst einmal Wirtschaftsbetriebe sind, die am Ende des Haushaltsjahres ein ausgeglichenes Budget vorlegen, nach Möglichkeit sogar einen Überschuss erzielen müssen. Verkannt wurde auch, dass nordamerikanische Orchester bis zu zehnmal mehr Verwaltungspersonal beschäftigen als deutsche. Denn jedes Jahr müssen von neuem mit großem Personalaufwand in einer Kampagne Spenden von Unternehmen und zahlreichen Privatpersonen eingeworben werden. Die Folgen der allgemeinen Finanz- und Wirtschaftskrise haben die amerikanischen Orchester, Opern und andere Kultureenrichtungen umso härter getroffen, zu kräftigen Einschnitten im Angebot, vereinzelt sogar zur Einstellung des Betriebes geführt.

Auch in Deutschland waren die letzten zwei Jahrzehnte für viele Orchester nicht gerade einfach – vor allen Dingen in den neuen Bundesländern. Seit der deutschen Wiedervereinigung sind von ehemals 168 Kulturorchestern (1992) bis heute 37 durch Auflösungen, Fusionen oder Insolvenzen abgewickelt worden. 131 Kulturorchester, also Opern-, Konzert- und Kammerorchester und Rundfunkorchester, sind immer noch eine stolze Zahl. Sie stellen rund ein Viertel aller weltweit existierenden, ständig produzierenden professionellen Orchester dar. Von daher wäre es durchaus gerechtfertigt, die deutsche Orchesterlandschaft unter Weltkulturerbe-Schutz zu stellen.

Bereits in den 1960er Jahren wurde eine „Verstepfung des Musiklebens in Deutschland“ befürchtet. Was heute als Motto seine Berechtigung vor dem Hintergrund einer sinkenden Orchesterzahl hätte, geschah damals vor dem Hintergrund, dass viele Orchester Schwierigkeiten hatten, ihre offenen Stellen mit hinreichend qualifiziertem Nachwuchs aus Deutschland zu besetzen. Inzwischen hat sich die Lage grundsätzlich gewandelt. 23 Musikhochschulen in Deutschland produzieren heute deutlich mehr Nachwuchs, als in den deutschen Orchestern überhaupt Stellen frei werden. Die Reduzierung der Zahl der Orchester hat ohnehin zu einer Verkleinerung des Arbeitsmarktes auf unter 10.000 Planstellen geführt, Tendenz weiter sinkend. Wer heute also den Beruf eines Orchestermusikers anstrebt, muss sich auf einen harten Wettbewerb und eine immer größere Konkurrenz einstellen, denn die Bewerberinnen

und Bewerber kommen längst nicht mehr nur aus Deutschland, sondern aus ganz Europa, aus Nordamerika, vor allem aber aus Asien.

Die Konkurrenz kommt aus Asien

Die „Globalisierung“ ist in den Orchestern schon lange vor Erfindung dieses Begriffes Realität geworden. Mittlerweile sind fast 30 Prozent aller Orchestermitglieder nicht-deutscher Herkunft. In manchen Orchestern werden mehr als 20 unterschiedliche Nationalitäten gezählt. Bei den Berliner Philharmonikern ist angesichts der Multikulturalität der Orchestermitglieder Englisch bereits zur überwiegenden Betriebssprache geworden. Eine schwer zu beantwortende Frage ist, inwieweit durch diese Internationalisierung auch der Orchesterklang Veränderungen erfahren hat. Teilweise gibt es hierfür objektive Kriterien, zum Beispiel beim Einsatz bestimmter Instrumente (französische oder deutsche Klarinetten, amerikanische oder deutsche Trompeten) oder bestimmter Spieltechniken (russische Streicherschule, französische Bogenführung bei Kontrabässen). Meist sind es aber subjektive Kriterien, die über die Einschätzung eines „typisch deutschen“, warmen, dunklen Klanges entscheiden. Wenn man einzelnen Orchestern nachsagt, sie hätten diesen Klang konserviert, dann gilt dies vor allen Dingen für die Sächsische Staatskapelle Dresden oder das Gewandhausorchester Leipzig. Denn bei diesen Orchestern waren Orchestermitglieder seit Jahrzehnten als Lehrbeauftragte oder Professoren der örtlichen Musikhochschulen damit befasst, vorrangig den „eigenen“ Orchesternachwuchs auszubilden. Auch war in diesen Orchestern zu DDR-Zeiten der Anteil ausländischer Musiker eher gering. Schließlich kommt es auch noch auf die erzieherischen Fähigkeiten und die örtliche Präsenz eines Chefdirigenten an, der die Klangentwicklung eines Orchesters nachhaltig beeinflussen und prägen kann. Wiewohl der Typus des deutschen Kapellmeisters und Dirigier-Handwerkers alter Schule, wie es ihn noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab, mittlerweile weitgehend ausgestorben zu sein scheint.

Das Orchester wird weiblicher

Das Bild der deutschen Orchester hat sich aber auch noch in anderen Zusammenhängen verändert. Vor 50 Jahren waren die meisten Orchester noch eine reine Männergesellschaft. Inzwischen sind knapp ein Drittel aller Stellen mit Frauen besetzt. In Führungspositionen der Orchester liegt diese Quote sogar noch ein wenig höher. Die Verein-

“Es wäre es durchaus gerechtfertigt, die deutsche Orchesterlandschaft unter Weltkulturerbe-Schutz zu stellen.



“

Orchestermusiker sind nicht mehr nur Kunsthändler, sondern zunehmend auch Musikvermittler.



barkeit von Beruf und Familie stellt für alle Orchestermitglieder ein gewisses Problem dar, denn ein Großteil der Arbeitsleistung wird bei Aufführungen am Abend, an Wochenenden und Feiertagen absolviert. Hier gilt es dann, vor allem für Kinder flexible und bezahlbare Betreuungsmöglichkeiten zu organisieren. Da Orchestermusiker grundsätzlich nur einen kollektiven Urlaubsanspruch mit dem gesamten Orchester haben, fällt es manchmal auch schwer, Schulferien, Familienfeiern, Urlaubspläne und Orchesterdienst unter einen Hut zu bringen.

Andererseits sind und bleiben Orchester(musiker) auch so etwas wie „Traditionshüter“. Während Intendanten, Chefdirigenten und anderes Leitungspersonal regelmäßig zu anderen Theatern oder Orchestern wechseln, bleiben Musiker schließlich bis zu vierzig Berufsjahre einem Klang-

nicht mehr nur Kunsthändler, sondern zunehmend auch „Musikvermittler“.

Und wie alle Orchestermitglieder den Klang eines Orchesters prägen und für Tradition bürgern, sind die Musikvermittler unter ihnen diejenigen, die eine neue Vielfalt entwickeln und für Innovation stehen. Wenn daneben auch die öffentliche Finanzierung der Theater und Orchester stabilisiert wird, lässt das für die Zukunft der Orchester und der deutschen Orchesterlandschaft insgesamt hoffen.

Gerald Mertens ist Geschäftsführer der Deutschen Orchestervereinigung (DOV) und Leitender Redakteur der Fachzeitschrift „das Orchester“.

körper treu, sorgen für Kontinuität und prägen damit nachhaltig sein „philharmonisches Geschick“. Daher wird von Orchestermusikern zu Recht und vor allem erwartet, dass sie ihr Instrument meisterlich beherrschen. In letzter Zeit hat es jedoch substanzelle Veränderung und Erweiterung des Berufsbildes als Orchestermusiker gegeben. Es geht um mehr, als nur im Orchester seinen „Dienst“ zu leisten. Das erfahren insbesondere diejenigen Orchesterkollegen, die sich verstärkt in der Musikvermittlung engagieren. Aktiv auf Menschen, auf neues Publikum zuzugehen, Workshops durchzuführen, Kindergärten und Schulen zu besuchen, musikalische Inhalte auch verbal darzustellen, neue Zugänge zur Musik zu legen und auch so Zuhörer für die Musik zu begeistern, das gehörte bislang noch nicht zum Ausbildungs- und Anforderungsprofil eines Berufsmusikers. Doch diese Welt verändert sich. Damit ändert, entwickelt und erweitert sich auch das Berufsbild der Orchestermusiker. Diese sind

SCHWERPUNKT

Der Größenwahn des überdehnten Jahrhunderts

von Martin Weller

Die unbeantwortete Frage – „The Unanswered Question“ – ist der Titel einer Komposition von Charles Ives. Leonard Bernstein, der als Wegbereiter der Vermittlung „klassischer“ Musik an ein breites Publikum gelten kann, hatte den Titel für seine Harvard-Vorlesungen gewählt.

Das Jubiläum 425 Jahre Staatsorchester Braunschweig soll an dieser Stelle Anlass sein, die Frage nach den kommenden 425 Jahren stellen – oder wenigstens nach den nächsten 25, 50 oder 100 Jahren. Im Mittelpunkt der Überlegungen soll dabei die Königsdisciplin der Kulturochester, das Sinfoniekonzert stehen.

Es könnte diesbezüglich um die Frage nach der zu erwartenden Entwicklung des Publikums gehen, um Fragen neuer Vermittlungsformen, des Zusammenwirkens mit Bildungs- und Erziehungseinrichtungen aller Art und der Ausdehnung des Repertoires (Filmmusik, Mischformen mit Rock- und Popmusik). Es könnte darum gehen, zu fragen, welche Auswirkung die Änderungen im schulischen Bildungsangebot zu Ungunsten der musischen Fächer auf die bürgerliche Form des gemeinsamen Hörens sinfonischer Musik und damit auf die Publikumsentwicklung haben wird. Und es wäre vielleicht zu fragen, ob nicht die Eventkultur, die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle im Bereich der Präsentation „klassischer“ Musik gespielt hat, eher Künstlerliebhaberei als wirkliche Kunstliebhaberschaft eines breiten Publikums befördert hat.

Die aufgeworfenen Fragen verdeutlichen, dass sich die Debatte – seit Niklas Luhmann – hauptsächlich mit der kommunikativen Funktion und kaum mit der ästhetischen Substanz der „klassischen“ Musik im Hinblick auf die Nachhaltigkeit gewohnter sinfonischer Aufführungsformen befasst.

Das soll nun an dieser Stelle geschehen, indem die ästhetische Entwicklung der sinfonischen Musik betrachtet wird, die am Beginn des 20. Jahrhunderts, zeitgleich zur atonalen Moderne in einer autodestruktiven Hinwendung zur Gigantomanie anscheinend ihr unwiderrufliches Ende findet.



“ Die Kunstform Musik ermöglicht einen Blick auf die Entwicklung expansiver Tendenzen im Bereich der Ästhetik in einzigartiger Weise. Sozusagen im Zeitraffer.



Die Kunstform Musik ermöglicht einen Blick auf die Entwicklung expansiver Tendenzen im Bereich der Ästhetik in einzigartiger Weise. Sozusagen im Zeitraffer.

Denn im Vergleich zur Architektur, zur Bildenden Kunst und zur Literatur ist Musik die jüngste Kunstform, wenn wir eine organisierte, von „mündlicher“ Überlieferung unabhängig reproduzierbare Form damit meinen. Das liegt an der späten Entwicklung eines Aufschreibesystems für Musik, das Voraussetzung für die Dokumentierbarkeit und Reproduzierbarkeit eines erfundenen musikalischen Textes ist.

Der für unsere Betrachtung relevante Zeitraum beginnt um das Jahr 1700. Musik, die älter ist, spielt für den aktuellen Konzertbetrieb und für die Produktion von Tonträgern keine wesentliche Rolle. Erst im Hochbarock kommt es in der Musik zu einem ersten wirklichen Kulminationspunkt hinsichtlich der Ausreitung von Möglichkeiten der Zusammenfügung struktureller und harmonischer Elemente. Auch ihren Rang als „absolute“, von Text oder inhaltlichen Konnotation unabhängige Form, erreicht die Musik erst in dieser Zeit. Herausragendes Beispiel ist Bachs „Kunst der Fuge“.

“ Zurückhaltung nach dem Tod des Vollenders der „Wiener Klassik“: Beethovens Werk gilt als unerreichbar vorbildhaft und lähmst die sinfonische Schreiberschaft.

Im Hinblick auf die Ausprägung monumentalier Formen ist, ohne den vergleichbaren Wandel des Musiktheaters zu erkennen, die Entwicklung der sinfonischen Musik im 19. Jahrhundert von besonderem Interesse. Die relevante ästhetische Entwicklung lässt sich in der Spanne zwischen Französischer Revolution und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges kennzeichnen gleichsam in einem überdehnnten Jahrhundert. Der Zeitabschnitt beginnt mit den späten Sinfonien von Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart und endet mit den Sinfonien Gustav Mahlers.

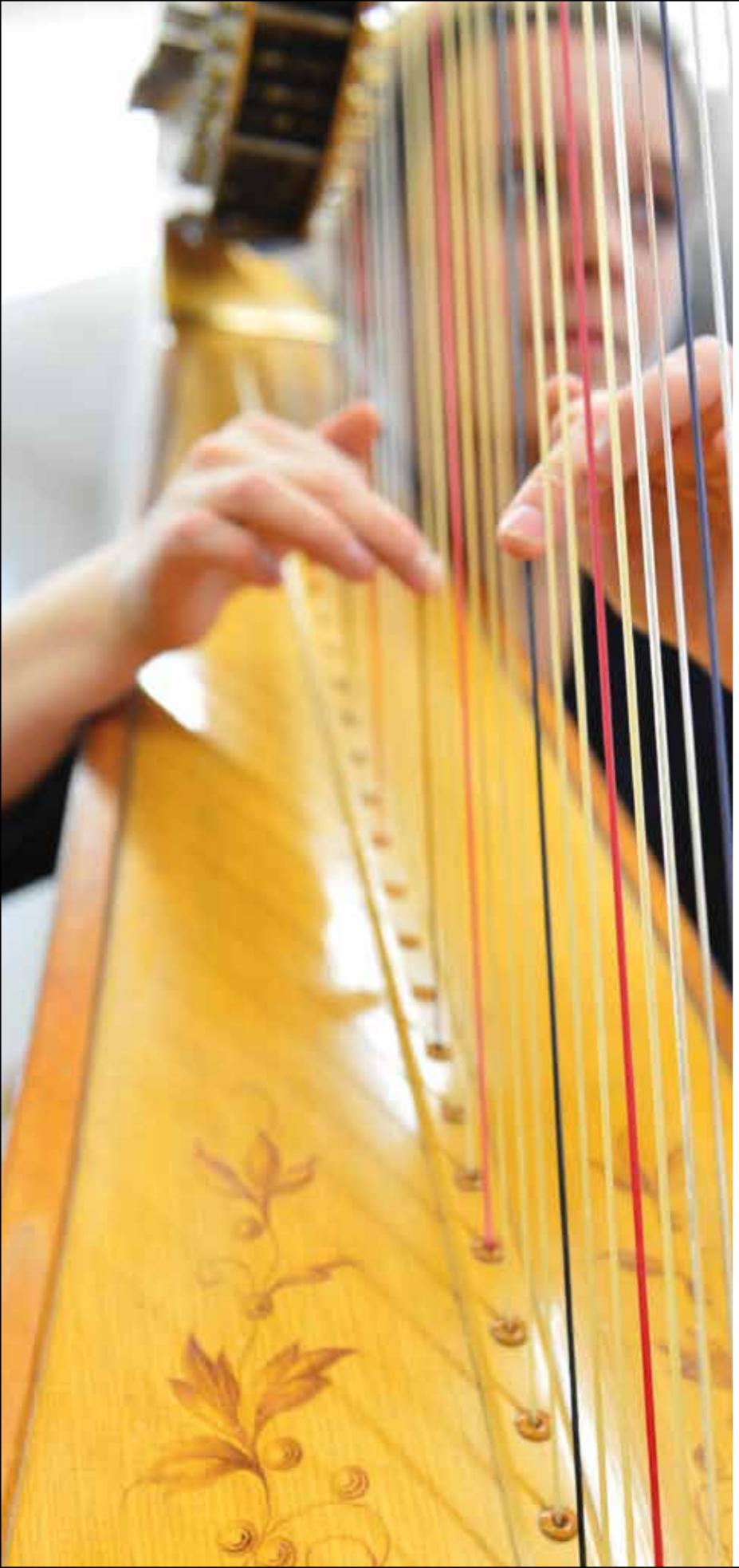
Die Sinfonie erweist sich nach dem Ende der höfischen Gefallsucht des Rokoko als Ausdruck des sich etablierenden Bürgertums, das im beginnenden wissenschaftlich-industrievolutionären Zeitalter die Entstehung eines vergleichsweise autonomen Künstlertums befördert. Ludwig van Beethoven ist es, der die ästhetische Entwicklung der sinfonischen Musik entscheidend bestimmt.

Bereits bei ihm lässt sich die Tendenz zu enormer Ausdehnung von Werkumfang oder Aufführungsdauer erkennen. Die Sinfonie Nr. 3 „Eroica“ zeigt eine ungekannte Form und Ausdehnung des Finalsatzes, und mit der 9. Sinfonie unterminierte Beethoven das eigentliche ästhetische Prinzip der sinfonischen Form, indem er das gerade erst Gefundene und Manifestierte, das Absolute der sinfonischen Substanz auflöst. Vom einzigartigen Rezeptionserfolg der Neunten durch Schillers „An die Freude“ soll hier gar nicht die Rede sein; doch ausgerechnet ein oratorischer Satz mit idealistischem Text macht die Fortschreibung der Form der Sinfonie schwierig.

Nach dem Tod des Vollenders der „Wiener Klassik“ verläuft die Entwicklung im Bereich der Symphonik zurückhaltend: Beethovens Werk gilt als unerreichbar vorbildhaft und lähmst die sinfonische Schreiberschaft.

Franz Schubert, Felix Mendelssohn Bartholdy, Robert Schumann und Louis Spohr erlangen zwar Bedeutung als sehr unterschiedliche Vertreter der romantisch-klassizistischen Entwicklung der sinfonischen Form, aber erst Johannes Brahms gelingt, unter langanhaltenden Geburtswehen, im Jahr 1876 ein Neuanfang der Form der Sinfonie, der gleichzeitig zum architektonischen Historismus stattfindet. Seine erste Sinfonie wird nicht grundlos als „Zehnte Beethoven“ bezeichnet. Brahms verweist im letzten Satz mit einem Charakterzitat des „Freude-Themas“ auf den Finalsatz der „Neunten“. Allerdings fügt er bewusst keinen Text hinzu und kehrt damit zum Ideal der absoluten sinfonischen Form zurück.



**Die tote Zeit der Sinfonie ist überwunden**

Unter heftiger Kritik der Anhänger der universalistisch generalistischen Kunst- und Weltauffassung Richard Wagners bewirkt Brahms bezeichnenderweise im Jahr der Eröffnung des Festspielhauses in Bayreuth die Manifestierung eines symphonischen Historismus und damit der Beginn einer „zweiten Zeit der Sinfonie“. Die „tote Zeit der Sinfonie“ (Carl Dahlhaus) nach Schumanns Tod ist überwunden. Für einige wenige Jahre gibt es damit ein retardierendes Element hinsichtlich der expansiven Tendenzen der hoch- und spätromantischen Musik. Peter I. Tschaikowsky und Antonin Dvorak sind bis zuletzt wichtige Vertreter dieser formwahrenden „klassischen“ Auffassung von der Sinfonie mit einer Spieldauer von höchsten 45 Minuten.

Anton Bruckner aber, der Wagnerverehrer, der als Brahms-Antipode gesehen wird, betreibt eine Ausdehnung der symphonischen Form. Seine Sinfonien haben eine durchschnittliche Aufführungsdauer von einer Stunde; die etwa zwanzig Minuten länger dauernde „Achte“ gilt als „abendfüllend“.

Das klassische symphonische Gedankengebäude verbrennt

Ebenfalls unter dem Eindruck des musiktheatralischen Werkes Richard Wagners vollendet schließlich Gustav Mahler die zweite Epoche der Sinfonie im überdehnten musikalischen Jahrhundert, indem er die symphonische Form der Entropie anheimfallen lässt. Unfähig, sich eindeutig zwischen Programmorientierung, musikdramatischem Ausdruck und formwahrender konnotationsfreier thematischer Dialektik zu entscheiden, verbrennt Mahler das klassische sinfonische Gedankengebäude spätestens in der explodierenden Größe der Besetzung seiner achten Sinfonie und der Aufladung mit der Bedeutungsfülle außer-musikalischer Inhalte eben dieser sogenannten „Sinfonie der Tausend“. Die bezüglich der Form destruktive Tendenz der Mahlerschen Symphonik, die wesentliches Merkmal eines sich abzeichnenden Durchbruchs in die Moderne ist, kündigt sich schon in seiner dritten Sinfonie an, in deren breit ausgedehntem ersten Satz die horrende Kraft einer symphonischen Aufwärtstendenz mehrfach katastrophisch zusammenbricht. Zwar kehrt Mahler in den folgenden fünf Sätzen – wie auch im Finalsatz seiner vierten Sinfonie – noch einmal zur „Wunderhorn“-Quelle zurück und desavouiert gewissermaßen den im Kopfsatz vorgetragenen Anspruch in der Heitschi-Bumm-Beitschi-kitschverdächtigen



“

Krupp macht nur Kanonen, Mahler nur Symphonien!“. Der direkte Vergleich zwischen der Produktion musikalischer (Monumental-) Werke und Kruppscher Rüstungsgüter lag auf der Hand.

SCHWERPUNKT

Posthorn-Wald-und-Flureinsamkeits-Romantikepisode. Aber spätestens der Trauermarsch der fünften Sinfonie stellt den Bezug zur politischen, wirtschaftlichen und sozialen Realität des Fin de siècle her, dem Ende des walzerseligen Jahrhunderts, das sich im Epilog des Scherzo dieser Sinfonie zu Tode stürzt.

Wie eng zusammenhängend das auch Zeitgenossen gesehen haben, wird besonders deutlich in einer Kritik, die nach einer Wiener Aufführung der 6. Sinfonie Mahlers zu lesen war, die 1906 in Essen uraufgeführt wurde. Die Aura des Ortes der Uraufführung veranlasste den Kritiker zu der Feststellung „Krupp macht nur Kanonen, Mahler nur Symphonien!“. Der direkte Vergleich zwischen der Produktion musikalischer (Monumental-)Werke und Kruppscher Rüstungsgüter lag anscheinend auf der Hand. Ein letzter Höhepunkt der symphonischen Gigantomanie

wird im Jahr 1913 mit der Uraufführung der „Gurre-Lieder“ von Arnold Schönberg erlebt, die das Braunschweiger Staatsorchester im Jubiläumsjahr als Programmfpunkt des Kulturprojekts 1913–2013 der Stadt Braunschweig aufführen wird. Die Besetzung des symphonischen Oratoriums erreicht eine ungekannte Größe. Aber diesem Komponisten, der mit seinen Schülern Anton Webern und Alban Berg die „Zweite Wiener Schule“ begründete, gelingt, anders als Gustav Mahler, mit der emanzipierten Verwendung der Dissonanz der Durchbruch in die Moderne.

Die Selbstaflösungstendenz des absoluten musikalischen Kunstwerks im symphonischen Bereich mündet nach Beethovens Tod in einer parallelen Bewegung zu der bisher dargestellten Entwicklung in einer programmatisch geprägten, an musikdramatischen Vorstellungen orientierten Werkstruktur mit symphonischem Charakter.



“

Reicht das museale Werkangebot eines überdehnten Jahrhunderts aus, um für weitere 25, 50, 100 oder gar 425 Jahre erfolgreich das „klassische“ Sinfoniekonzert als höchstwichtiges Aufgabengebiet für sinfonische Orchester beibehalten zu können?

1830 schreibt Hector Berlioz die „Symphonie fantastique“ und „erfindet“ sozusagen in Fortschreibung der „charaktersinfonischen“ Ansätze bei Beethoven (Sinfonie Nr. 6 „Pastorale“) die „Programm-Musik“. Wesentlich für unsere Betrachtung sind bei dieser ersten programmatischen Sinfonie die Größe der Orchesterbesetzung und die Tatsache, dass einzelne Spieler außerhalb des Aufführungsräumes postiert sind. Die geeigneten Konzertsäle für sinfonische Werke dieser Qualität werden erst Ende des 19. Jahrhunderts gebaut.

Berlioz wird später mit Franz Liszt und Richard Wagner als wesentlicher Vertreter der „Neudeutschen Schule“ angesehen, welche die von Beethoven eingeleitete Abkehr vom absoluten symphonischen Werk als Grundlage neuer musikalischer Ausdrucksformen begriff. Richard Strauss kann, analog zu Mahler im symphonischen Bereich, als Vollender dieser epochemachenden Stilrichtung gelten, der allerdings, anders als dieser, anachronistisch weit ins 20. Jahrhundert hineinwirkt. Seine Alpengipfel stürmende Programm-Symphonik stellt in beispieloser Weise – und beziehungsreich zu unserem Thema – den heldenhaften Komponisten und dessen Sterben in den verklärten Mittelpunkt des eigenen Werkes („Eine Alpen Sinfonie“, „Ein Heldenleben“, „Sinfonia domestica“, „Tod und Verklärung“, „Intermezzo“ und „Vier letzte Lieder“).

Der eingangs erwähnte Charles Ives trachtete übrigens mit seiner Fragment gebliebenen „Universe-Symphony“ nach Überbietung alles bis dahin Dagewesenen und findet somit selbst keine Antwort auf die gestellte Frage, die uns aktuell auch im Hinblick auf die gesamte kulturelle Entwicklung des „Alten Europa“ interessieren kann.

Hinsichtlich des Orchesterjubiläums lautet die Frage abschließend: Reicht das museale Werkangebot eines überdehnten Jahrhunderts aus, um für weitere 25, 50, 100 oder gar 425 Jahre erfolgreich das „klassische“ Sinfoniekonzert als höchstwichtiges Aufgabengebiet für sinfonische Orchester beibehalten zu können?

In der Jubiläumssaison bietet das Staatsorchester Braunschweig – vor dem dargestellten gedanklichen Hintergrund – Aufführungen der Sinfonien Nr.1 und Nr.6 von Gustav Mahler, der Alpinsinfonie von Richard Strauss und der Schönbergschen „Gurre-Lieder“ unter der Themenüberschrift „Der letzte Glanz der Sinfonie“.

Martin Weller ist Orchesterdirektor des Staatsorchesters Braunschweig.



Neu seit 425 Jahren

Das Staatsorchester Braunschweig

von Joachim Klement

„Von Gottes Gnaden Wir julius Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg thun kundt und bekennen hiemit für uns und unsere Erben gegen menniglichenn, daß wir unsern lieben, getreuen Thomas Mancium von Schwerin, vor unseren Capellmeister Cantorn und Cantzley Registratoren bestellet und angenommen haben.“ Mit der Bestellungsurkunde für den ersten Kapellmeister vom 2. Oktober 1587 ist der Grundstein gelegt für die Hofkapelle des Herzogs Julius zu Braunschweig/Wolfenbüttel, aus der das Staatsorchester Braunschweig hervorgegangen ist. 425 Jahre alt wird das Staatsorchester Braunschweig also in dieser Saison und gehört damit zu den ältesten Kulturorchestern der Welt. Für das Orchester ein Anlass, stolz zu sein, aber auch zu feiern und seinem Publikum das gesamte künstlerische Spektrum eines modernen „klassischen“ Orchesters auf dem Konzertpodium über eine ganze Spielzeit vorzustellen.

Die Entwicklung zu einem modernen Opern- und Sinfonorchester lässt sich anhand des historischen Werdeganges des Staatsorchesters nachvollziehen, der verbunden ist mit Namen wie Michael Praetorius, Heinrich Schütz, Karl Heinrich Graun, Louis Spohr, Felix Mendelssohn Bartholdy, Hector Berlioz, Franz Liszt oder Richard Strauss, die als Kapellmeister oder Dirigenten eigener Werke in Braunschweig wirkten. Aus der Herzoglichen Hofkapelle wurde 1918 das Orchester des Braunschweigischen Landestheaters und nach dem Zweiten Weltkrieg – das Land Braunschweig hatte seine staatliche Eigenständigkeit verloren und war im Bundesland Niedersachsen aufgegangen – das Staatsorchester Braunschweig.

„Tradition ist die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche“, notierte der Komponist Gustav Mahler. Diesem Traditionsbegriff ist auch das Staatsorchester verpflichtet. Mit Mahlers 6. Sinfonie und den 1913 uraufgeführten „Gurre-Liedern“ von Arnold Schönberg wird am Ende der Saison ein orchestrales Festjahr seinen Abschluss finden und mit dem „letzten Glanz der Sinfonie“ den musikalischen Kontext herstellen zum Kulturprojekt „1913–2013“ der Stadt Braunschweig.

Historischer Anlass dieses Projekts ist der 100. Jahrestag der Hochzeit der Kaisertochter Victoria Luise von Preußen mit dem Welfen Ernst August von Hannover und Braunschweig, die im Mai 1913, gewissermaßen am Vorabend des Ersten Weltkriegs, stattfand. Die Doppelgesichtigkeit dieser Übergangszeit zwischen Belle Époque und Moderne, geprägt durch den einschneidenden Aufbruch in Wissenschaft und Kunst, aber auch durch politischen Umbruch und Niedergang, schlägt sich in frappierender Weise in den Werken der Komponisten Mahler, Schönberg und Strauss nieder. Sie spielen deshalb in der Reihe der Sinfoniekonzerte dieser Saison eine besondere Rolle.

Früher mussten die Musiker sonntags in die Kirche Die Beteiligung des Orchesters am Kulturprojekt der Stadt zeigt auf exemplarische Weise, wie sich in der Arbeit des Orchesters die Wurzeln „der Vergangenheit mit dem Notwendigen der Zukunft zu einer Erinnerung an Morgen“ (Braunschweigs Bewerbung zur Kulturrauptstadt Europas) verknüpfen. Denn Schönbergs „Gurre-Lieder“ werden nicht nur in Braunschweig, sondern auch im Berliner Dom aufgeführt, gewissermaßen am historischen Ort der Hochzeit des herzoglichen Paares, das als letztes in direkter Nachfolge des Orchestergründers in Braunschweig residierte. Realisiert wird das Konzert unter Mitwirkung des Chores des Staatstheaters, des KonzertChores Braunschweig, des Braunschweiger Domchores und der Berliner Domkantorei. Die Kirche als Aufführungsort ist dem Orchester über die Kooperation mit dem Braunschweiger Domchor hinaus nicht fremd. In dem eingangs zitierten Vertrag mit dem ersten Kapellmeister wird auch die Aufgabe des Orchesters beschrieben: „des Sontags und alle hohe Feste, wan der Gottesdienst verrichtet wirdet, in unserer Schloßkirchen oder Hoff Capellen, wie auch uf unser erfürderen über Tisch in unserem gemach und sonston stets, wir haben frembde Herren bei uns oder nicht, neben seinen Zugeordneten gesellen mit der Musica vocalj et instrumentalj fleißig aufwarten.“

In einer Zeit, in der es – gegen eine wachsende Skepsis am Gemeinwesen – gilt, den Gemeinschaftssinn neu zu entwickeln, spielt kulturelle Bildung eine besondere Rolle. An Bedeutung gewinnen deshalb auch die Aktivitäten im Bereich der Kinder- und Jugendkonzerte. Das schlägt sich nicht nur in einem quantitativ größeren Angebot nieder, sondern auch in neuen Formaten (Orchestermusiker mobil) oder vertraglich festgemachten Kooperationen wie etwa zwischen dem Staatsorchester Braunschweig und



Michael Praetorius, Heinrich Schütz, Karl Heinrich Graun, Louis Spohr, Felix Mendelssohn Bartholdy, Hector Berlioz, Franz Liszt oder Richard Strauss: Alle waren als Kapellmeister oder Dirigenten eigener Werke in Braunschweig.



“ Mit jährlich über 60.000 Besuchern sind die Konzertreihen des Staatsorchesters Braunschweig in Niedersachsen ohne Konkurrenz.



dem Jugendsinfonieorchester der Städtischen Musikschule der Stadt Braunschweig.

Neben der Mitwirkung bei Musiktheater-Aufführungen hat das Orchester eine wichtige Aufgabe im Konzertbereich. Mit jährlich über 60.000 Besuchern sind die Konzertreihen des Staatsorchesters Braunschweig in Niedersachsen ohne Konkurrenz. Sonderkonzerte und eine Kammermusikreihe mit Mitgliedern aus dem Staatsorchester komplettieren das Konzertangebot in Braunschweig. Darüber hinaus ist die Ausdehnung der Konzerttätigkeit in Zusammenarbeit mit dem Filmfest und die Mitwirkung bei Musikfestivals in der jüngeren Vergangenheit zu einem wichtigen Betätigungs-feld geworden. Seit kurzem sind die Musiker unter der Leitung ihres Generalmusikdirektors zusätzlich zum Burgplatz auch im Braunschweiger Bürgerpark „open air“ zu hören. Bei der Premiere von „Klassik im Park“ kamen 2010 mehr als 8.000 Besucher, im Jahr darauf kamen bereits 12.000 und im Jahr 2012 rund 18.000 Musikfreunde, um Klassik unter freiem Himmel zu erleben.

Unter der Leitung von Stefan Soltesz, der 1988 Nachfolger des langjährigen Generalmusikdirektors Heribert Esser wurde, begann das Orchester mit der Aufnahme und Produktion von Tonträgern. Inzwischen sind unter anderem die neun Sinfonien Ludwig van Beethovens unter der Leitung des Ehrendirigenten Carl Melles (†) sowie die vier Brahms-Sinfonien mit Philippe Auguin erschienen. 1998 wurde Jonas Alber mit 29 Jahren jüngster Generalmusik-direktor des Staatstheaters und Chefdirigent des Orchesters. Er setzte die CD-Produktionen mit Werken von Felix Mendelssohn Bartholdy, Robert Schumann, Jean Sibelius, Richard Strauss, César Franck und Gustav Mahler fort. Alexander Joel, seit 2007 Generalmusikdirektor am Staatstheater Braunschweig, führt die Reihe, u. a. mit Gustav Mahler, weiter.

Die Angebote des Staatstheaters sind für alle offen. Mit neuen Formaten wollen wir den Menschen den Zugang leicht machen: Als Geburtstagsgeschenk des Orchesters für sein Braunschweiger Publikum hat im Herbst die neue Reihe der Lunch-Konzerte im Foyer der Stadthalle mit sehr großem Erfolg begonnen. Und mit einem Orchesterball in der Jubiläumsspielzeit, ebenfalls in der Stadthalle, können die Braunschweiger in den Mai tanzen.

Ein spektakuläres Gastspiel an der Alten Oper

Das Staatsorchester Braunschweig ist mit 85 Musikern aus unterschiedlichen Nationen ein herausragender Klang-

körper, der Klassik-Stücke und moderne Musik bis hin zu Rock und Pop („pop meets classic“) in seinem vielseitigen Programm vereint.

Spektakulär war das Gastspiel in der Alten Oper in Frankfurt. Dort wirkte das Orchester bei der Uraufführung der rekonstruierten Fassung des Stummfilms „Metropolis“ mit, die ungeteilte Filmmusik wurde bei diesem Konzert erstmals seit 1927 wieder gespielt. Ein weiteres Beispiel für die vielfältige und herausragende Arbeit des Staatsorchesters ist die Deutsche Erstaufführung der Musik von Ludovic Bource zu „The Artist“ beim Filmkonzert im Rahmen des Filmfestes 2012. Dem Urteil des Oscar-Preisträgers Bource kann man sich nur anschließen: „Sie haben ein tolles Orchester.“ Wir können stolz darauf sein.

Joachim Klement ist Generalintendant des Staatstheaters Braunschweig

Liebe auf den ersten Blick

Interview mit dem Generalmusikdirektor des Staatsorchesters Braunschweig, Alexander Joel

Was hat Sie bewogen, nach Braunschweig zu gehen?

Ich war vorher Erster Kapellmeister in Düsseldorf, da ist es eigentlich ein logischer Schritt, als Generaldirektor an ein mittelgroßes Haus zu gehen. Diesen Karriereweg streben eigentlich alle an. Manche schaffen es gleich an ein großes Haus, manche schaffen es gar nicht.

Ich war sehr glücklich in Düsseldorf. Doch zusätzlich zum Gedanken an die nächste Station kam eine Empfehlung. Martin Weller rief mich an und teilte mir mit, ich sei für die Nachfolge von Herrn Alber als möglicher Kandidat empfohlen worden. Dann habe ich das Orchester gehört, Brahms' 3. und 4. Symphonie, und war absolut begeistert vom Orchester. Ich war also gerne bereit vorzudirigieren, um selbst einen Eindruck dafür zu bekommen, wie sich das anfühlt – und um dem Orchester die Gelegenheit einer Einschätzung zu geben. Es hat ja auch keinen Sinn, wenn das Orchester einen nicht will.



“ Es war von der allerersten Sekunde an eine phantastische Chemie mit dem Orchester. Wir haben „Tosca“ zusammen gemacht, und es ist nicht übertrieben zu sagen: Es war Liebe auf den ersten Blick.

WERPUNKT

Es war von der allerersten Sekunde an eine phantastische Chemie mit dem Orchester. Wir haben „Tosca“ zusammen gemacht, und es ist nicht übertrieben zu sagen: Es war Liebe auf den ersten Blick. Man spürt das ja auch, wenn man neue Menschen kennen lernt – gibt es da eine Connection oder nicht. Hier spürte ich sofort: Es gibt sie.

Wie verlief der Bewerbungsprozess?

Es gab 120 Bewerber, von denen zehn Kandidaten ausgewählt wurden. Dann kam die Abstimmung, und sie haben mich gewählt. Offensichtlich hatte also das Orchester eine ähnliche Verbindung gespürt. Ich bin also demokratisch vom Orchester gewählt – worauf ich durchaus stolz bin. Denn viele GMDs werden einfach von irgendwelchen Politikern für ein Orchester benannt – ohne dass die Orchester-musiker vorher mit ihnen auch nur eine Minute gespielt haben müssen, denn was passiert, wenn nachher die Zusammenarbeit nicht zusammenpasst? Das ist für beide Seiten schlecht.

Dann begann die interessante Arbeit. Denn ein Orchester zu formen, ist natürlich etwas anderes, als einfach Kapellmeister zu sein. Ich hatte schöne Aufgaben in Düsseldorf, aber natürlich war ich nicht verantwortlich für die Formung des Orchesters. Aus Düsseldorf kannte ich das Dirigieren von Repertoire, auch von Premieren, die man einstudiert, aber das Formen eines Klangkörpers, der unmittelbar auf einen reagiert, ist einfach ein anderer Schritt.

So etwas braucht Jahre, aber genau diese Erfahrung muss man als Dirigent haben. Und genau diese Erfahrung mache ich jetzt mit dem Staatsorchester Braunschweig. Das hat mir in den letzten Jahren Spaß gemacht und macht mir nach wie vor sehr viel Spaß.

War es eher Herausforderung oder Bürde, dass Sie damit eines der ältesten Orchester überhaupt übernahmen?

Es ist eine Ehre, keine Bürde. Es ist eine Ehre auch, wenn man sich überlegt, wer dieses Orchester schon dirigiert hat. Ich lese gerade ein Buch über Berlioz und stoße auf das Orchester. Berlioz hat dort dirigiert, Strauss hat dort dirigiert. Wir brauchen gar nicht bis zu Praetorius oder Schütz zurückzugehen, es reicht eigentlich die jüngste Vergangenheit: Stefan Soltesz und Philippe Auguin sind einfach ganz große Dirigentennamen in der Szene.

Sie formen das Orchester vom Klang her, aber Sie entwickeln es auch weiter, was die Programmatik betrifft

Die Aufgaben verändern sich – wohin?

Obwohl wir jetzt immerhin eine Premiere mehr haben, seitdem ich da bin, haben wir leider immer weniger Musiktheater-Vorstellungen im Großen Haus, – was ich sehr bedaure. Noch vor 25, 20, sogar noch vor zehn Jahren gab es mehr Produktionen und mehr Aufführungen. Mit dieser Realität müssen wir uns auseinandersetzen. Das Orchester muss sich also andere, zusätzliche Aufgaben suchen, um die Position des Orchesters als eigenständiger Klangkörper nicht zu gefährden. Man sieht ja die ganzen Schließungen und Gefährdungen. Ich war gerade in Rostock. Dort gibt es die Diskussion der Zusammenlegung der Theater von Schwerin und Rostock wegen zu niedriger Besucherzahlen. Diese Entwicklung ist furchtbar. Wir sitzen heute in Hamburg zusammen, und ich dirigiere die Philharmoniker, hauptsächlich ein Opernorchester, mit acht oder neun Konzertblöcken im Jahr. Wir haben in Braunschweig 40–50 Konzerte im Jahr, 25–30 Programme, wir machen von Open-Air-Konzerten über den Theaterball bis zu Galakonzerten alles mögliche. Wir machen Filmkonzerte, Jugendkonzerte, Kinderkonzerte, wir decken alles ab. Das Spektrum der Aufgaben wird gezwungenermaßen immer breiter. Dass es immer schwieriger wird, Publikum zu finden, ist kein Braunschweiger Phänomen. Aber es trifft auch uns. So machen wir Crossover – Pop meets Classics: Wir suchen immer nach neuen Möglichkeiten, Publikum neu oder wieder an uns zu binden.

Ist das ein böser Kreislauf? Besteht die Gefahr, dass Sie dadurch, dass Sie sich anderenorts mit dem Orchester engagieren, den Kontakt zum Haus verlieren?

Wir würden wahnsinnig gern mehr Oper spielen. Aber die Entscheidung liegt nicht bei uns. Genau das ist das Problem. Wenn wir die Wahl hätten, würden wir viel, viel mehr am Haus selbst spielen. Aber es gibt nun einmal vier Sparten am Haus – mit einer Programmatik, die eine bestimmte Anzahl Schauspiel und Tanztheaterstücke im Großen Haus festlegt. Und wenn wir nur noch fünf oder sechs Premieren im Großen Haus machen können und mehr Premieren oder Wiederaufnahmen kein Publikum haben, bleibt uns keine Wahl.

Das dramatische Sinken der Zuhörerzahlen im Großen Haus ist ein Riesenproblem, das man nicht verharmlosen darf, auch wenn es jetzt in den letzten Wochen erfreulicherweise etwas besser geworden ist. Früher konnten wir 18 Mal „La Boheme“ auf den Spielplan haben und hatten eine Auslastung von 85-90 Prozent, heute haben wir auch

11 Wir machen von Open-Air-Konzerten über den Theaterball bis zu Galakonzerten alles mögliche. Wir machen Filmkonzerte, Jugendkonzerte, Kinderkonzerte, wir decken alles ab. Das Spektrum der Aufgaben wird gezwungenermaßen immer breiter.

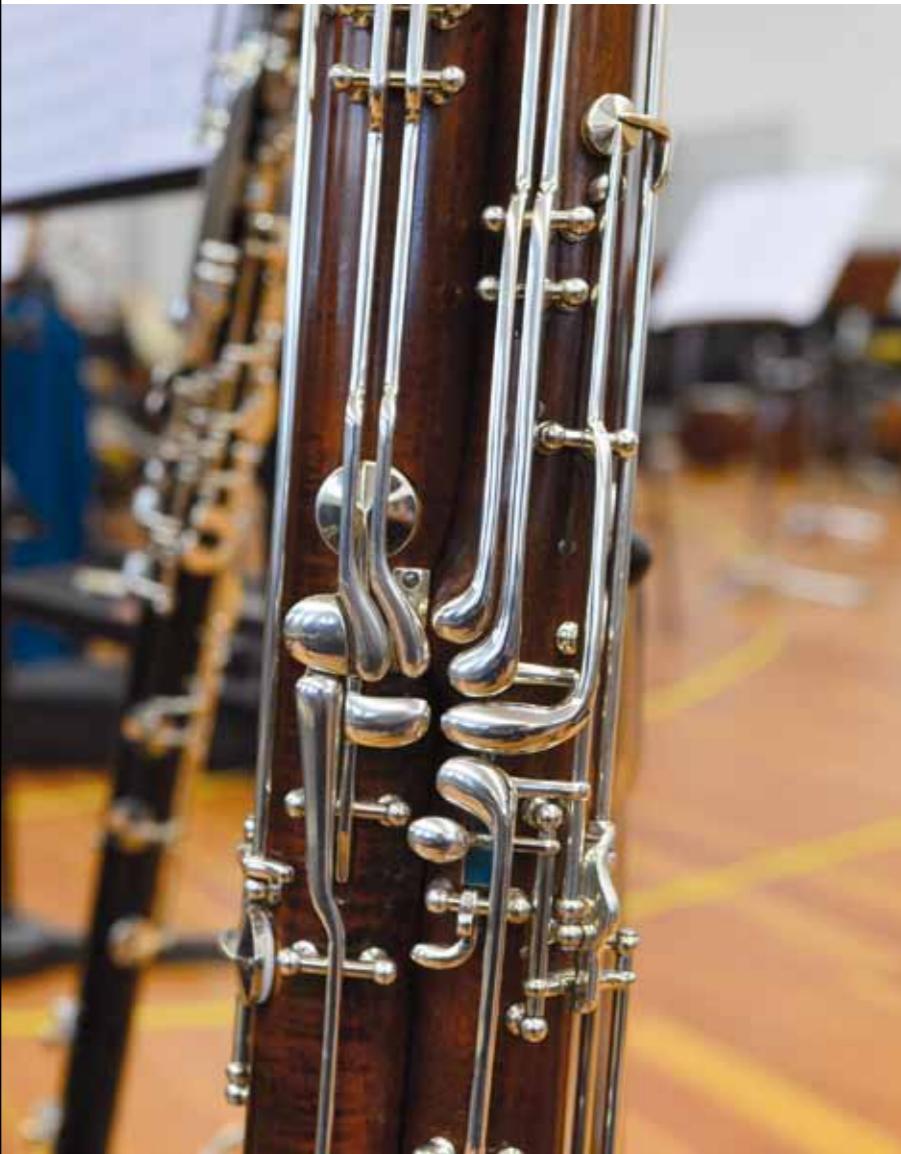
WERPUNKT



bei beliebten Opern wie dem „Barbier von Sevilla“ bei zwölf Aufführungen eine Auslastung von 65–70 Prozent – wenn man das ganze Haus rechnet und nicht schon vorher einzelne Ränge und Blöcke herausrechnet. Das ist kein spezifisches Problem für Braunschweig. Selbst bei den Berliner Philharmonikern ist das zu erkennen. Sie kommen heute viel leichter an ein Abonnement für die Berliner Philharmoniker als früher. In Berlin sind die Abos zwar noch alle verkauft; aber die Liste ist auch nicht mehr so lang, wie sie einmal war.

Wie können Sie auf diesen Besucherschwund reagieren?

Wir brauchen dieselben finanziellen Mittel wie die Konkurrenz vor Ort. Wer heute ins Konzert geht, schaut sehr auf die großen Namen. Wenn Gastorchester nach Braunschweig kommen und große Solistennamen auf dem Programm haben, sind die Konzerte gut verkauft. Bei Martin Grubinger zum Beispiel war die Stadthalle ausverkauft, da müssen wir gegenhalten können, und dafür benötigen wir ein höheren Anteil vom Gesamtbudget oder Firmen, die Interesse haben, Solisten zu sponsern.



Wie zufrieden sind Sie mit der Akustik?

Wir haben die Akustik im Opernhaus durch eine Nachhallzeit-Verlängerungsanlage sehr verbessert. Da bin ich zufrieden und sehr dankbar, dass wir die neue Anlage haben. Aber natürlich kommt die Akustik nicht an die anderen Häuser heran, an denen ich dirige, etwa in Dresden. Die Stadthalle ist gut, sogar Buchbinder hat von der Akustik in der Stadthalle geschwärmt. Man kann dort mit dieser Akustik sehr viel Unterschiedliches spielen. Die Stadthalle

ist natürlich vom architektonischen Anspruch her ... nun, es ist halt eine Stadthalle. Und die Lage am Bahnhof ist natürlich nicht ideal. Hier würde man sich eine zentralere Lage wünschen.

Wenn die Zuhörerzahlen zurückgehen, liegt das sicher auch daran, dass man bestimmte Zielgruppen nicht mehr in gleicher Weise erreicht wie früher. Mit welchen Ideen wollen Sie hier wieder Besucher zurückgewinnen oder neu gewinnen?

Wir sind leider musikpädagogisch in Braunschweig relativ schlecht aufgestellt. Wir haben nur eine Pädagogin, die zwei riesige Sparten, das Musiktheater und das Konzertwesen, betreut. Das ist zu wenig. Wir haben viele Projekte mit Jugendlichen in den Schulen, die vom Orchester heraus betreut werden, aber auch das reicht noch nicht. Wir brauchten hier dringend noch einen Pädagogen, um da Fortschritte zu erzielen. Und natürlich gibt es immer weniger Musikunterricht an den Schulen; die Politiker verstehen die Bedeutung des Musikunterrichtes nicht und finden ihn immer weniger wichtig. Die neue Generation von Politikern hat inzwischen ja selbst keine musikalische Grunderziehung genossen und sieht daher darin keine Wichtigkeit. Man setzt nur noch auf Kommerz und Wachstum. Dabei ist Deutschland, verglichen mit anderen Ländern Europas oder mit Amerika, noch eine Insel der Seligen, aber das macht die Sache nicht besser. Woanders scheint man die Bedeutung von klassischer Musik verstanden zu haben. In China sind gerade 100 Orchester gegründet worden, das sollte uns zu denken geben. Dort hat man offenbar die Kultur als wichtigen Baustein der Gesellschaft erkannt. Aber hier in Deutschland wird ein Kulturminister dann als gut erachtet, wenn er einspart. Jeder andere Minister ist dann erfolgreich, wenn er etwas für sein Ministerium gewinnt. Eine traurige Entwicklung.

Wie fangen Sie die Kürzungen auf?

Die Situation ist schwierig. Wir haben nicht einmal eine Sekretärin, die zu 100 Prozent dem Orchester zur Verfügung steht, nicht einmal eine eigene Stelle für die Orchesterdirektion. Natürlich ist mein dringender Wunsch auch, dass man möglichst bald einen Verein der Freunde des Staatsorchesters Braunschweig gründet. So ein Förderverein ist dringend erforderlich – und erfreulicherweise gibt es dazu auch Gespräche. Martin Weller und ich sind in dieser Frage sehr engagiert.

Die Politiker sind ganz uninteressiert

Interview mit Stefan Soltesz, Intendant des Aalto-Theaters, Generalmusikdirektor der Essener Philharmoniker und Ehrendirigent des Staatsorchesters Braunschweig

Wie aufmerksam haben Sie nach Ihrem Weggang aus Braunschweig das weitere Wirken des Staatsorchesters verfolgen können?

Meinen Vertrag in Braunschweig habe ich ja mit einem veritablen Eklat beendet. Als man mir die Verlängerung anbot, habe ich das von einer einzigen Bedingung abhängig gemacht: Ich hatte während meiner gesamten fünfjährigen Braunschweiger Zeit für eine Aufwertung des Orchesters auf den tariflichen „A-Status“ gekämpft. Nun sollte das wenigstens mit der Verlängerung gelingen. Dem Land gegenüber habe ich also gesagt, dass ich sehr gerne meinen Vertrag verlängere, wenn das Orchester den A-Status erhält. Nun fielen in meine Braunschweiger Zeit Mauerfall und Wiedervereinigung, die Orchester aus der ehemaligen DDR, darunter viele mit A-Status, mussten nun mitfinanziert werden. Mir war klar: Wenn das Staatsorchester Braunschweig nicht jetzt in den A-Status erhoben wird, dann wird das nie geschehen. Die Politik hat dann, wie sie es zuweilen tut, falsch gespielt und behauptet, ich hätte das Vertragsangebot nicht beantwortet. Sie haben an die Presse gegeben, dass ich eine Frist habe verstreichen lassen. Als ich das vom Kulturredakteur der Braunschweiger Zeitung erfuhr, habe ich ihm eine Kopie meines Schreibens zukommen lassen. Als dann beide Schreiben veröffentlicht wurden, hatten wir einen richtigen Eklat.

Die Politik hatte genug von meinem Einsatz für eine Aufwertung des Orchesters und dachte, sie wäre mich einfach los mit dieser Behauptung, ich hätte das Verlängerungsangebot nicht beantwortet. Ich bin dann ja auch gegangen – aber der öffentliche Skandal führte doch dazu, dass man dem Orchester schließlich den A-Status verlieh. Das Orchester hatte auch einen großen Rückhalt in der Öffentlichkeit, ich selbst ebenfalls, und so war meine letzte Amtshandlung eine erfolgreiche Aufwertung des Orchesters. Mir ist es immer gelungen, dass ein Haus, dessen Chef ich war, nach meinem Weggang bessere Konditionen hatte als zuvor. Das ist meines Erachtens die Auf-

“
Meinen Vertrag in Braunschweig habe ich ja mit einem veritablen Eklat beendet.



“ Mittlerweile bemerke ich, dass die Politiker ganz uninteressiert sind. Die sagen sich, Fußball hat mehr Anhänger, und immer wenn es ums Sparen geht, erwähnen sie die Kultur an erster Stelle.



gab eines guten Chefs, und das ist mir in Braunschweig doch vorbildlich gelungen.

Dieser Skandalerfolg festigte meine Bindung an das Staatsorchester Braunschweig natürlich für ewige Zeiten.

Das beruht offensichtlich auf Gegenseitigkeit. Denn das Orchester hat Ihnen am 22. Januar 2012 die Ehrendirigentenwürde verliehen ...

... jetzt, wo ich schon im gesetzteren Alter bin. Ich habe mich sehr darüber gefreut. Es war immer so: Wann immer sie mich eingeladen haben – das hing jeweils von den aktuellen Chefs ab – bin ich gerne gekommen. Herr Auguin, mein direkter Nachfolger, hat mich eingeladen, sein Nachfolger – ich weiß den Namen gar nicht mehr – dann nicht, und Herr Joel hat mich nun schon dreimal eingeladen. Wenn die Einladungen zu dirigieren rechtzeitig kamen, habe ich mit tausend Freuden angenommen.

Sie haben fast nur an bekannten Häusern gearbeitet. Was haben Sie in Braunschweig gelernt?

In Antwerpen war ich im Anschluss, das war auch ein sehr renommiertes Haus. Jetzt bin ich im 16. Jahr in Essen, und egal wo ich dirige, ob in Tokio oder in San Francisco oder in London: Alle wissen alles über das Essener Haus. Zweimal ist unser Orchester in der „Opernwelt“ zum Orchester des Jahres gekürt worden, Opernhaus des Jahres waren wir auch. Ich glaube, dass ich auch zum guten Ruf des Orchesters in Braunschweig habe beitragen können, selbst wenn ich dort nicht so lange war. Andererseits muss ich auch sagen, dass ich das Staatsorchester Braunschweig als GMD sehr gerne übernommen habe. Mein Vorgänger dort, Heribert Esser, muss ein sehr guter Chef gewesen sein. Das bemerkte man gleich, wenn man ein Orchester übernimmt. Von vielem, was organisatorisch bereits gut geführt war, habe ich profitiert. Ich habe also kein schlängerndes Schiff übernommen, sondern ein gut geführtes Orchester, das habe ich gespürt. Ich habe als junger Mann durch die Arbeit meines Vorgängers viel gelernt. Auch nach 25 Jahren kann ich sagen: Es war eigentlich Herr Esser, den ich nie persönlich getroffen habe, von dem ich gelernt habe, wie man einen Betrieb gut führt. Das habe ich versucht in Antwerpen weiterzuführen, auch wenn das in Belgien etwas schwieriger sein mag. Und zur Vollkommenheit habe ich das in Essen gebracht. Aber mein Wissen, wie man ein Orchester organisatorisch führt, wurzelt in Braunschweig.

“ Nicht allein die großen Künstler und Komponisten der Vergangenheit haben Deutschland zu einer Kulturnation gemacht, sondern auch der stetige Einsatz für Kultur. Eben die Subventionen!

Kommen wir zur Kulturpolitik und – damit immer verbunden – zur Kulturförderung. Trotz der unterschiedlichen Zeiten, in denen Sie an unterschiedlichen Häusern waren: Gibt es Kontinuitäten in der Kulturpolitik?

In den vergangenen 25 Jahren hat sich die Politik hinsichtlich der Subventionierung von Kultur klar negativ entwickelt. Die Finanzkrise verschont auch die Kulturstiftungen nicht. In den fetten achtziger Jahren wurde überall viel Geld für Kunst ausgegeben. Irgendwann kam man dann darauf, dass man da auch sparen könne. Als es dann mit weniger Mitteln auch ging, haben sich die Politiker so verliebt in den Gedanken, bei der Kultur zu sparen, dass sie nun gar nicht mehr aufhören wollen. Diese Entwicklung ist furchtbar. Politiker der neuen Generation, das merke ich in Essen, machen drei Jahre Gesundheitspolitik, dann machen sie Verkehrsplanung, und irgendwann landen sie dann auch bei der Kultur. Diese Politiker haben eigentlich das Wichtigste verloren oder nie besessen: die Liebe zur Musik, die Liebe zum Theater. Ich erwarte von einem Kulturpolitiker gar nicht, dass er viel versteht von Theater und Kunst und Kultur. Aber er muss offen sein dafür und Liebe dafür entwickeln können. Mittlerweile bemerke ich, dass die Politiker ganz uninteressiert sind. Die sagen sich, Fußball hat mehr Anhänger, und immer wenn es ums Sparen geht, erwähnen sie die Kultur an erster Stelle. Diese Entwicklung in Deutschland finde ich sehr traurig. Denn Deutschland hat nach dem Krieg durch sein Kulturleben an Ansehen gewonnen. Nicht allein die großen Künstler und Komponisten der Vergangenheit haben Deutschland zu einer Kulturnation gemacht, sondern auch der stetige Einsatz für Kultur. Eben die Subventionen!

Heute spielt man gern eins gegen das andere aus und sagt: Wir müssen die Kindergärten finanzieren, da reicht es nicht fürs Theater ...

... Das ist doch die fatale Entwicklung. Die Politik muss sich für beides interessieren und engagieren. Die Republik hat doch mit der Macht auch die Verantwortung für die Gesellschaft von den Fürsten übernommen.

Wenn der Laden gut läuft, sagen die Politiker: Das geht doch sicher auch mit weniger Geld. Wenn es dann eine Katastrophe gibt, wird wieder ein bisschen reingebettet. Aber das sind dann nur Alibi-Handlungen. Wenn es ums Sparen geht, wird immer die Kultur an erster Stelle genannt. Wenn es um erweiterte Ausgaben geht, taucht die Kultur nie an erster Stelle auf. Wenn alle Kulturstiftu-

tionen geschlossen werden, ist Deutschland dennoch pleite und immer noch in einer Finanzkrise. Also was soll der Blödsinn?

In dem Moment, in dem ich an der musikalischen Früherziehung spare, in dem Moment, in dem ich Musikschulen abbau, was gerade in Essen passiert, erreiche ich ja, dass die nächste Generation noch weniger Bezug zu Kultur, Theater und Musik hat. Das ist die gefährliche Entwicklung. Ein bisschen nach dem Motto: Wenn die Leute endlich genauso ungebildet sind wie wir in der Politik, dann haben wir ein leichteres Leben. Das ist brutal ausgedrückt, aber es ist so.

In Ihrem Haus wird auch gekürzt, muss auch gespart werden. Wie steuern Sie dagegen?

Die einzige Möglichkeit des Gegensteuerns ist der Versuch, immer optimale Qualität zu liefern und so den Publikumszuspruch hoch zu halten. Dann fällt es den Politikern ein bisschen schwerer, uns auch noch das letzte Geld wegzunehmen. Gutes Renommee durch gute Arbeit. Alle Vorstellungen auf einem guten Level. Das Publikum bemerkt so etwas. Und das Publikum reflektiert ja auf gute Qualität. Die Politiker nicht unbedingt, weil sie ja ohnehin nicht in die Aufführungen gehen. Jeder Politiker fühlt sich, als würde er businessmäßig einen Konzern leiten. Aber die Liebe fehlt. Was man gern hat, das würde man vielleicht bei der Geldverteilung selbst ein bisschen mehr berücksichtigen.

Deutschland war immer eine große Kulturnation. Das unterscheidet uns von den Amerikanern. Ich freue mich über jeden Sponsor, über jeden Mäzen. Aber das kann nur das Sahnehäubchen sein. Sponsoring im Kulturbetrieb kann nie den Staat von seiner Pflicht, sich um die Kultur zu sorgen, entbinden.



“

Nachdem Migros mit der Förderung musste sich das Ensemble „Philharmonische Werkstatt“ auflösen.

SCHWERPUNKT

Orchester kantonsweise

Föderalistische Orchesterförderung in der Schweiz

von Thomas Gartmann

Diesen Herbst hat das Schweizer Volk entschieden, nach dem Vorbild von „Jugend und Sport“ nun auch „Jugend und Musik“ zu unterstützen. Dabei geht es sowohl um eine Elite- wie eine Breitenförderung, vorab aber um eine professionalisierte Musik-Ausbildung. Das neue Gesetz stützt sich dabei auf einen mit der neuen Verfassung von 2000 eingeführten Kulturförderungsartikel. Auf diesen fußt auch ein dieses Jahr in Kraft getretenes Kulturförderungsgesetz. Neu ist hier – neben der erstmaligen bundesstaatlichen Verankerung der Kulturförderung – insbesondere die Kulturvermittlung, die den Zugang zur Kultur erleichtern soll.

Bei beiden Vorlagen war einer der wichtigsten Knackpunkte, wie sich der Bund nicht zu sehr in die Kompetenzen der Kantone einmischt, die wie die deutschen Bundesländer zusammen mit den Gemeinden die wichtigsten Träger der Kultur sind. In der Schweiz ist der Föderalismus aber noch weit stärker ausgeprägt, was auch historische, teils gar kulturreditifische Wurzeln hat. So wurde die Diskussion um Staatsorchester, Staatsgalerien oder Bundestheater unter der Bezeichnung Leuchttürme rasch ins Absurde geführt und damit beendet, indem jeder Kanton für sich Institutionen von nationaler Bedeutung reklamierte. Das einzige Orchester, das Bundesgelder erhält, wenn auch nur in symbolischer Höhe, ist dasjenige von Bern: der Zuschuss wird dadurch gerechtfertigt, dass man den Diplomaten ja auch kulturell etwas bieten müsse. Der grosse Rest wird von Stadt und Kanton und noch einer weiteren Ebene dazwischen, einem Regionalverband, übernommen; Sponsoren und Stiftungen helfen hier kaum. Aus finanzieller und struktureller Not schlossen sich nun Stadttheater und Orchester zusammen.

Zürich: Gegen den Trend

Den entgegengesetzten Weg schlug vor einigen Jahren Zürich ein: Tonhalleorchester und Opernhaus entflehteten sich organisatorisch. Nach einer erfolgreichen Volksabstimmung wurde die Oper kantonalisiert. Fortan konnten sich beide zu Flaggschiffen internationaler Ausstrahlung

entwickeln, die auch Sponsoren und zahlreiche Stiftungen nachhaltig unterstützen. Einziger Nachteil: wegen unterschiedlicher Tarifverträge entwickelten sich auch die Löhne der zuvor gemeinsam angestellten Orchestermusiker sehr unterschiedlich. Tonhalle wie Opernhaus profitieren darüber hinaus von einer freiwilligen Unterstützung benachbarter Gemeinden und Kantone.

Eine überregionale Finanzierung und Struktur hat einzig das Aushängeschild der Westschweiz, das noch immer vom Nimbus Ernest Ansermets zehrt und seine Bedeutung stolz im Namen trägt: Orchestre de la Suisse romande. Vertraglich ist es verpflichtet, auch ausserhalb Genfs Konzerte zu geben; außerdem überträgt der Rundfunk zahlreiche Konzert- und Opernaufführungen seines früheren Radioorchesters. Uhrenindustrie und Großfinanz und damit verbundene Stiftungen sind hier wichtige Partner, die den Namen des Orchesters auch ins Ausland, bis nach Japan und in die USA tragen.

Minderheitenförderung rettet ein Orchester

Von den ursprünglich fünf Radio- und Unterhaltungsorchestern ist unter dem Aspekt der Minderheitenförderung einzig dasjenige der italienischen Schweiz übrig geblieben. Doch zieht sich der Rundfunk nun auch weitgehend aus Lugano zurück. Eine Stiftung aus verschiedensten privaten und öffentlichen Händen versucht nun das Orchester zu retten, das im Tessin und über die Landesgrenze hinaus zentrale Bedeutung hat als einer der wenigen Kulturträger, Vermittler und Partner vom Konservatorium.

Einer Wachstumsstrategie hat sich dagegen das Luzerner Sinfonieorchester verschrieben: Finanzkräftige Stiftungen ermöglichen einen Ausbau des Klangkörpers, ein vielseitiges Vermittlungsangebot für Junge und eine international erfolgreiche Tourneetätigkeit. Stimmige Programme und hervorragende junge Solisten und Dirigenten sowie das KKL von Jean Nouvel bilden das Erfolgsrezept zuhause.

Nach der Volksabstimmung: Drastische Kürzung

Wiederum anders präsentiert sich die Freie Szene. Als Projektorchester hatte die Philharmonische Werkstatt unter der Leitung von Mario Venzago jahrelang eine grosszügige Unterstützung des Großverteilers Migros, der mit dem Klangkörper auch eigene CDs produzierte. Nach dessen Rückzug musste das Ensemble aufgelöst werden. Die basel sinfonietta, die sich zunehmend auf zeitgenössische Musik



spezialisiert und immerhin Einladungen nach Huddersfield und Salzburg erhält, wird von der öffentlichen Hand nach einer negativ verlaufenen Volksabstimmung bloß noch marginal unterstützt; Stiftungen und Sponsoren fangen das Defizit nur teilweise auf, sodass der Konzertbetrieb reduziert werden musste. Umso blühender das dritte Basler Orchester, das Kammerorchester, das geistig an das jahrzehntelang von Paul Sacher privat finanzierte anknüpft und mit einer internationalen Tätigkeit und den Zugpferden Giovanni Antonini, Cecilia Bartoli und Sol Gabetta Publikum wie Sponsoren und Stiftungen anlockt.

Stark auf private Initiative und private Gelder fußt auch das älteste Schweizer Orchester von Winterthur, dessen Wurzeln ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Immer wurde das Musikkollegium von einer reichen Bürgerschaft unterstützt. Eng verbunden ist es mit Werner Reinhart, dem

Mäzen von Strawinsky, Webern und Hermann Scherchen, der hier Pionierarbeit leistete – wie später das Orchester für die Jungdirigenten Heinrich Schiff oder Franz Welser-Möst. Der Niedergang der Maschinenindustrie und Börsenverluste ließen in den letzten Jahren das Kapital schwinden, mit dem zuvor ganze Reihen von Freikonzerten für die Bevölkerung im Konzerthaus von Semper ermöglicht wurden. An ihre Stelle kommt nun idealistisches Kapital für die Zukunft: Jugendarbeit wie „eine Stadt schreibt eine Oper“ mit 800 Mitwirkenden, ein Vermittlungsprojekt, das den deutschen Jungen Ohren Preis erhielt.

Dr. Thomas Gartmann ist Leiter Forschung an der Hochschule der Künste Bern; zuvor war er Musik-Chef der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia

Der Stiftungsrat im Interview

Dr. Bernd Huck



Sie sind in Braunschweig ein bekanntes Gesicht. Woher kommen Sie, was brachte Sie nach Braunschweig?

Ich kam 1977 nach meiner Ausbildung berufsbedingt nach Braunschweig, wo ich in einer wirtschaftsorientierten Kanzlei anfing, der ich über 31 Jahre verbunden geblieben bin. Dem war aus familiären und persönlichen Gründen eine Odyssee durch Deutschland vorausgegangen.

Welchen Eindruck machte die Stadt damals, 1977, auf Sie?

Nach meinem Referendariat in Hamburg wirkte Braunschweig auf mich sehr provinziell und grau. Eine Besserung kam durch die von Ministerpräsident Ernst Albrecht initiierte Landesausstellung „Stadt im Wandel“. Dafür wurden auch endlich die Häuserfassaden gereinigt und die Plätze neu gestaltet.

Erst habe ich mich nicht wohlgeföhlt. Zudem stellten sich Bedenken ein, weil

jedes Jahr ein Unternehmen in Konkurs ging und man in Braunschweig eher in Dimensionen der Zonenrandförderung dachte als unternehmerisch. Das Geld kam aus Bonn und nicht durch unternehmerische Leistung. Doch dann fiel die Mauer, und in Braunschweig wurde es aufregend. Es war faszinierend, was man mit meiner Berufserfahrung in den neuen Bundesländern alles verändern konnte und auf wie viel Aufgeschlossenheit gerade der Jüngeren man stieß. Vieles bewegte mich persönlich – es war die aufregendste Zeit meines Lebens.

Heute sind Sie auch Lehrbeauftragter der Hochschule für Bildende Künste – eine schöne Verbindung von Wirtschaft und Recht mit der Kunst. Wie kamen Sie dazu?

Im Anwaltsbüro war ich der Jüngste, so sollte ich neben den Fällen im Wirtschafts- und Arbeitsrecht alles bearbeiten, was

mit neuen Medien zu tun hatte. In den bittersten Fällen hatten junge Diplom-Designer eine Idee, suchten sich einen Partner, der das produzierte und vermarktete – und wurden von diesem über den Tisch gezogen: Der Designer hatte die Ehre, aber keinen Verdienst. Ich habe zum Rektor der Hochschule gesagt: Herr Welzel, viele Design-Absolventen machen sich selbstständig und sind auf ein solches Berufsleben nicht vorbereitet. Sie müssen dafür ein Fach einrichten.

Heute sind Sie nicht mehr als Rechtsanwalt und Notar tätig. Begann Ihr Engagement im Kunstverein mit dem Ende Ihrer beruflichen Aufgaben?
Ich hatte mich im Kunstverein bereits früh engagiert, war auch vorher im Verwaltungsausschuss des Staatstheaters und im Förderverein der Kunsthochschule. Es ist also danach kein Ehrenamt dazugekommen. Aber natürlich habe ich in den letzten Jahren mehr Zeit für diese Aufgaben gehabt, und dank meines großen Netzwerkes und eines wunderbaren Freundeskreises kann ich Ideen generieren und zu deren Umsetzung Konzepte erarbeiten. So ist die Studentenkulturnacht bei mir am Küchentisch entstanden.

Kunstvereine gibt es in beinahe allen Städten. Gibt es etwas, das den Kunstverein Braunschweig besonders macht? Was macht er gut? Was könnte er besser machen?

Kunstvereine sind zu Beginn des 19. Jahrhunderts in deutschen Landen entstanden, weil das Bürgertum Werke lebender Künstler fördern und betrachten wollte, während die Herrschenden klassische Kunst gesammelt haben. Düsseldorf, München, Dresden waren die ersten, und wir waren eine Dependance des Kunstvereins Dresden. Aber weil die Braunschweiger befürchteten, sie bekämen die schlechteren Jahrestypen, machten sie sich selbstständig. So wurde der Kunstverein Braunschweig 1832 gegründet und erhielt großen Zuspruch vom einflussreichen „Leberwurstklub“ mit der ersten Garde der Bürger. Zur Tradition der Kunstvereine gehören die Jahrestypen, die nur die Mitglieder

kaufen können, und Kunstreisen. Entscheidender ist aber das Ausstellungsprogramm. Wenn wir der Fachpresse glauben, gehört unser Kunstverein zu den Top 20.

Das liegt auch daran, dass wir hier sieben Jahre lang eine Direktorin hatten, Karola Grässlin, jetzt Kraus, die den Kunstverein noch weiter nach oben gebracht hat. Sie ist heute Direktorin des MUMOK in Wien. Wir sind dank der jetzigen Direktorin Hilke Wagner auf dem Level geblieben. Wir machen ein anspruchsvolles Ausstellungsprogramm: vier Ausstellungen im großen Haus, vier Ausstellungen „Junge Kunst“ in der Remise plus eine Ausstellung „Jahrestypen“. Wir können Künstler aus der internationalen Kunstszene locken mit Ausstellungsräumlichkeiten in unserer Villa, die einmalig sind im Spektrum der deutschen Kunstvereine, wir locken mit dem Image des Kunstvereins und damit, dass wir in der Regel einen Katalog herausgeben und seit drei Jahren zudem ein Magazin.

Mit unseren Kulturpartnern – Staatstheater, Fotomuseum und Filmfestival –

werben wir gemeinsam seit nunmehr zwei Jahren gegenüber dem kunstsinnigen Publikum.

Neue Kunst und alte Kunstvereine – wie bleibt der Kunstverein auf der Höhe der Zeit?

Der Kunstverein entwickelt sich ständig fort durch Wechsel in der Kuratierung und die zeitliche Begrenzung der Direktorenverträge auf maximal sieben Jahre. Auch in den Formaten werden wir umdenken. Wir planen Joint-Venture-Ausstellungen mit klassischen Museen, wo wir einen Bogen schlagen von der etablierten, klassischen Kultur zu dem, was heute ist. Wir wollen möglichst viele kunstbeflissene Menschen in die Region bringen; und wenn diese das verbinden können:

Kunstmuseum Wolfsburg – Herzog Anton

Dr. Bernd Huck, geboren 1948 in Gütersloh, absolvierte nach der Schulzeit in Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein seinen Wehrdienst in Lüneburg (zuletzt Major d. R.). Jurastudium in Kiel, London und Göttingen



(1. Staatsexamen), Studium der VWL in Göttingen, Referendariat in Lüneburg, Hamburg, Buenos Aires. Promotion an der Universität Göttingen, 1977 Eintritt in eine Braunschweiger Anwaltskanzlei mit Schwerpunkt Wirtschaftsrecht. Notar seit 1991. 2009 Aufgabe von Rechtsanwalts- und Notartätigkeit. Seit Ende der 1990er Jahre Engagement im Vorstand des Kunstvereins, seit 2003 Vorsitzender. Mitglied des Stiftungsrates der SBK seit 2005. Mitglied des Verwaltungsausschusses des Staatstheaters und Vorsitzender des Förderkreises der HBK, der jedes Jahr 20 studentische Projekte ermöglicht. 1964–1984 Mitglied der Jungen Union, u. a. Landesvorsitz Niedersachsen, 1991–2001 Vorsitzender der CDU Braunschweig. Bernd Huck lebt in Braunschweig, Barcelona und Berlin.

AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

Kurzfilmwettbewerb „Helden von nebenan“

Niedersächsische Schülerinnen und Schüler drehen Filme über Alltagshelden

von Markus Götte

Spiderman rettet die Welt, Lara Croft kämpft gegen das Böse – zwei Filmhelden, die jeder kennt. Allerdings: Es sind Superhelden mit Superkräften. Beim diesjährigen niedersächsischen Kurzfilmwettbewerb für Schülerinnen und Schüler werden Helden von nebenan gesucht. (Junge) Leute, die sich aus Überzeugung für andere einsetzen.

In Niedersachsen gibt es viele junge Menschen, die sich ehrenamtlich betätigen. Landesweit engagieren sich rund 50.000 Jugendliche und junge Erwachsene in unterschiedlichen Organisationen. Doch die wenigsten kennen diese stillen Helden und wissen, was sie alles leisten. Im Kurzfilmwettbewerb *Helden von nebenan* präsentieren Schüler und Schülerinnen (junge) Menschen, die sich gesellschaftlich engagieren. Am Ende des Wettbewerbs steht ein abwechslungsreiches Filmpotpourri mit spannenden Porträts, Reportagen, Zeichentrick- oder gar Spielfilmen über Menschen, die sich für andere einsetzen. Hauptpreis ist eine Reise zu den Internationalen Filmfestspielen Berlin – der Berlinale.



Herzensbildung und Medienkompetenz

„Unser Wettbewerb mit Drehbuch- und Filmworkshops ist mediale, soziale und politische Bildung zugleich“, sagt Markus Götte, Projektleiter des Kurzfilmwettbewerbs, der vom Verein Blickwechsel in Göttingen zusammen mit dem Königsworth Medienbüro umgesetzt wird. Der einmalige Wettbewerb, in dessen Rahmen Drehbuch- und Filmworkshops in sieben niedersächsischen Regionen für Schülerinnen und Schüler angeboten werden, hat als inhaltlichen Schwerpunkt die Auseinandersetzung mit freiwilligem gesellschaftlichen Engagement. „Wir bieten Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit, sich mit dem sozialen Thema

Engagement künstlerisch in einem Kurzfilm auseinanderzusetzen“, sagt Franziska Stünkel. Die mehrfach preisgekrönte Filmregisseurin aus Hannover ist Schirmherrin von *Helden von nebenan*. Gerade lief ihre 18-stündige Mammutdokumentation Tag der Norddeutschen im NDR-Fernsehen. „Jugendliche sollen bei uns Heldengeschichten aus dem Alltag recherchieren und dieses Thema dann in einen Dokumentarfilm, einen Spielfilm oder Zeichentrickfilm umsetzen“, so Stünkel. Neugierig ist die Regisseurin vor allem, „welche Inhalte junge Menschen mit dem Thema „Helden“ verknüpfen und welche ungewöhnlichen Heldinnen und Helden die Jugendlichen in ihrem nahen Umfeld entdecken und uns schließlich präsentieren werden.“

Viele Themen, viele Genres

Gestartet ist der Wettbewerb bereits nach den Sommerferien 2012. Für die Film- und Drehbuchworkshops im Rahmen des Kurzfilmwettbewerbs bewarben sich insgesamt 111 Schülerfilmteams aus 21 Städten und Gemeinden zwischen Aurich im Norden, Haren im Westen, Braunschweig im Osten und Göttingen im Süden von



Niedersachsen. Die Filmideen reichten von Reportagen über junge Freiwillige, die im Tierheim arbeiten, Schüler, die sich gegen Neonazis engagieren bis hin zu einem Dokumentarfilm über eine junge Feuerwehrfrau. Dabei sind auch fiktionale Stoffe: zum Beispiel ein Zeichentrickfilm über die geheimnisvolle „Cleanwoman“, die im Haushalt wahre Wunder vollbringt oder ein Spielfilm über einen Profifußballer, der sich zu seiner Homosexualität bekennen. Knapp 250 Schülerinnen und Schüler absolvieren derzeit Drehbuch- und Filmworkshops in Aurich, Salzgitter, Göttingen, Hannover, Oldenburg, Osnabrück und Wolfsburg.



Apollonia, Schülerin der 10a des Martino-Katharinen in Braunschweig, plant mit ihrem Team einen Film über den geheimnisvollen Wohltäter aus Braunschweig, der bereits über 100.000 Euro anonym spendete. Sie findet es super, bei dem Wettbewerb mitzumachen. Besonders der Drehbuchworkshop hat ihr gefallen. „Es ist eine Riesenchance, einen richtigen Film zu drehen und mit einem richtigen Drehbuchautor zu arbeiten“, freut sich die Braunschweiger Schülerin. Bisher habe sie Filme nur mit dem Handy gemacht. Auch Schülerin Leonie ist überzeugt, dass sie bei dem Projekt eine Menge lernen wird. „Wann hat man sonst die Chance zu lernen,

wie Filme entstehen?“ Wenn sie gewinnen, dürfen sie nach Berlin fahren, ein zusätzlicher Ansporn, meint ihre Lehrerin Katja Löschen. Doch nicht nur die drei besten Filme werden prämiert. „Die zehn besten Schülerfilme werden im niedersächsischen Regionalfernsehen (h-eins, oeins, TV38, OS-TV) und auf den Internetseiten des Norddeutschen Rundfunks (NDR) präsentiert“, erzählt Veranstalter Markus Götte. Und noch ist das Rennen offen: Bis zum 31.12.2012 können Jugendliche, die eine 9. oder 10. Klasse besuchen, Kurzfilme mit einer Länge von maximal fünf Minuten einreichen und gewinnen. Informationen gibt es unter www.helden-von-nebenan.de

Förderer, Kooperationspartner

Gefördert wird das niedersächsische Projekt von der Klosterkammer Hannover, von den Sparkassen in Niedersachsen aus Mitteln der Lotterie Sparen+Gewinnen, der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz (SBK), der EWE Stiftung und von HELP e.V. – Die Medienzentren in Aurich, Braunschweig, Cloppenburg, Delmenhorst, Göttingen, Hannover, Helmstedt, Northeim, Osnabrück, Salzgitter, Wolfsburg sowie das multimediamobil Nordwest-Niedersachsen geben den Jugendlichen technische Unterstützung.

Unterstützer

Unterstützt wird das landesweite soziale Medienprojekt unter anderem von der Diakonie, der Jugendfeuerwehr, dem Deutschen Jugendrotkreuz, Jugendumweltnetzwerk Niedersachsen (JANUN), Landesjugendring Niedersachsen, Freiwilligendienst im Sport und anderen Verbänden mit ehrenamtlichen Mitarbeitern in Niedersachsen.

Windenergie auf Stiftungsflächen

Vom Umgang mit Natur, Pächter und Gemeinschaft

von Ingrid Wahnschaff-Gruber



Üblicherweise stehen mehrere Windräder in räumlicher Konzentration, dem sogenannten Windpark. Die Stiftung überlässt einer Betreibergesellschaft ihren Grund und Boden zum Bau und Betrieb der WEAs. Die Verträge mit den Betreibern haben eine Laufzeit von 20–25 Jahren, meist mit einer Verlängerungsoption um weitere fünf Jahre. Während der Laufzeit des Vertrages erhält die Stiftung ein ertragsabhängiges Nutzungsentgelt. Dieses war bereits in den Anfängen der Windenergie so hoch, dass das Entgelt eine Flächenpacht um ein Vielfaches überstieg. Diese Entgelte sind durch die politische Unterstützung der Windenergie seit Fukushima noch einmal deutlich gestiegen.

Da Windparks grundsätzlich außerhalb geschlossener Ortschaften und nur mit festgelegten Abständen zu Wohnbebauung, Höhenzügen, bestehenden Windparks, Schutzgebieten und ähnlichem errichtet werden

Seit der Atomkatastrophe von Fukushima und der damit verbundenen Energiewende in der deutschen Politik ist die Windenergie eine der Atomenergie-Alternativen geworden. Doch das Thema ist mit vielen verschiedenen Ansichten und reichlich Emotionen verbunden.

Innerhalb der Domänenverwaltung, die auch die Stiftungs- und Klostergüter der SBK betreut, hat man sich bereits vor über 15 Jahren mit der Windenergie auseinandergesetzt und den ökologischen Nutzen trotz unbestreitbarer negativer Aspekte so hoch bewertet, dass seit 1997 die ersten Windräder auf Stiftungsflächen umweltfreundlichen Strom erzeugen. Inzwischen stehen auf den landwirtschaftlichen Flächen der SBK 45 Windenergieanlagen (WEAs) und weitere sind in Planung.

dürfen, sind die Eignungsgebiete für neue Anlagen eingeschränkt.

Die heutigen WEAs haben eine Nabenhöhe von 100 bis 135m, die drei Rotorblätter können einen Durchmesser von bis zu 127m besitzen. Je größer eine Anlage ist, desto mehr Strom kann sie produzieren. Eine Drei-Megawatt-Anlage, die bei neuen Windparkplanungen inzwischen Standard ist, liefert im Schnitt 9 Millionen Kilowattstunden Strom in einem Jahr, was dem Verbrauch von 2.600 Haushalten bzw. 7.750 Personen entspricht.

In vielen älteren Windparks findet das sogenannte Repowering statt, d. h. die bestehenden Anlagen werden durch neue, leistungsstärkere ersetzt. Dies hat den Vorteil, dass die vorhandene Infrastruktur, wie Zuwegung und Kabeltrassen, weiterhin genutzt werden kann.

Nach Ablauf des Nutzungsvertrages erfolgt der vertraglich vereinbarte und finanziell abgesicherte vollständige Rückbau der Anlagen. Die Stiftung bekommt also nach Ablauf des Vertrages den Grund und Boden in einwandfreiem Zustand und ohne störende Hinterlassenschaften der vorangegangenen Nutzung zurück. Dies ist ein großer Vorteil gegenüber der fossilen Energiegewinnung.

Allerdings findet die Installation von WEAs zumeist auf landwirtschaftlichen Flächen der Stiftung statt, die in der Regel verpachtet sind. In der Planungsphase eines Windparkprojektes sollte daher der jeweilige Pächter der betroffenen Fläche beteiligt werden, da dieser die Wirtschaftsschwierigkeiten zu tragen hat. Bei den Erschwierigkeiten für den Pächter geht es in erster Linie nicht um den Flächenverlust durch die Stellfläche und den eventuellen Ausbau einer Zufahrt zu den einzelnen WEAs. Vielmehr muss der Pächter bei der zukünftigen Bewirtschaftung der Flächen diese Hindernisse umfahren, selbst wenn die Anlagen meist parallel zu vorhandenen Wirtschaftswegen geplant und aufgestellt werden. Oft wird er durch die Windräder auch an eine bestimmte Bewirtschaftungsrichtung gebunden. Ein frühzeitiges Einbinden des Pächters in die Windparkplanung gibt diesem Gelegenheit, aus Sicht des landwirtschaftlichen Betriebes Einfluss auf Entscheidungen des Betreibers zu nehmen.

Die gemeinsame Wegenutzung durch landwirtschaftliche Maschinen und Fahrzeuge der Windparkbetreiber kann zu Auseinandersetzungen zwischen den Beteiligten über Instandsetzungen führen. Dies ist für den Pächter umso ärgerlicher, da er nicht Vertragspartner ist und im schlimmsten Fall den Konflikt über die SBK führen muss. Je konkreter hier die Verträge geschlossen werden, desto einfacher gestaltet sich während des Betriebes des Windparks der Umgang der Vertragspartner. Über die Jahre haben sich hier Vertragsmuster herauskristallisiert, die das Konfliktpotenzial auf ein Minimum beschränken. Die Windparkbetreiber sind zudem mehr und mehr bereit, dem landwirtschaftlichen Pächter einen pauschalen





Insgesamt ist die Diskussion stark geprägt von Emotionen und Ängsten, die eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema zumindest erschweren. Zudem darf gerade vor dem Hintergrund der hohen Nutzungsentgelte von mehreren tausend Euro pro Jahr und Windrad auch der Neidgedanke von Flächennachbarn nicht unterschätzt werden. Manche Betreiber steuern diesem Punkt entgegen, indem Sie einen Teil des Einspeiseerlöses gezielt in die Entwicklung des betroffenen Ortes abführen, damit die Gemeinschaft partizipiert.

Die verschiedenen Interessenlagen zeigten eindrucksvoll die Anfang September 2012 in der Stadt Wolfenbüttel durchgeföhrte Bürgerbefragung zum Bau des Windparks Ahlum. Waren rund 70 Prozent

der Bürger, die ihre Stimme abgegeben hatten, für den Bau des Windparks, so waren im Stadtteil Ahlum 70 Prozent dagegen.

Hier erscheint ein Umdenken der Bevölkerung notwendig, um die Energiewende gelingen zu lassen. Unbestritten verändern die Windräder den Anblick der Landschaft, und auch deren Bewegung ist ungewohnt und mag von daher als störend angesehen werden. Aber auch die bestehende Landschaft ist in diesem Sinne nicht „natürlich“ – nur haben wir uns daran gewöhnt. Der Verlauf einer Autobahn oder Bahnstrecke wird beim Betrachten von Landschaftsbildern inzwischen genauso akzeptiert wie bis zum Horizont reichende monokulturelle Raps- oder Maisfelder. Das Landschaftsbild verändernde Eingriffe hat der Mensch im Laufe seiner Entwicklung immer wieder vorgenommen; er muss sich aber auch die

Wladimir Kaminer ist wahrscheinlich ein Wunschgang aller Veranstalter von Konferenzen, Tagungen und Kongressen. Denn der deutsch-russische Schriftsteller steht nicht nur für Literatur mit Niveau; er erfüllt auch einen gewissen Coolheitsfaktor. Die Veranstalter erreichen auf jeden Fall neue Zielgruppen: Bei einer Tagung mit Wladimir Kaminer werden definitiv mehr junge Zuhörer sein als bei einer Tagung ohne Wladimir Kaminer.

AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

Russen in Helmstedt

Die Russendisko in der Aula des Julianums – Einfach genial!

von Jonas Teschner

Infofern hatten die Organisatoren der Helmstedter Universitätstage Glück, dass der gefragte Autor die Einladung annahm. Am Freitag, dem ersten Tag der Uni-Tage, kam er nach Helmstedt, um aus Romanen und Geschichten zu lesen – und um anschließend aus dem Forum des Gymnasiums Julianum eine „Russendisko“ zu machen.



Jonas Teschner, Wladimir Kaminer, David Vogel

Fähigkeit erhalten, diese Veränderung zu akzeptieren. Denn nur, wenn der Anblick von Windparks und damit die Auswirkung unserer gewählten sauberen Energiegewinnung sich in den Köpfen der Menschen normalisiert, ist diese Technologie zukunftsfähig.

Und vielleicht werden in 100 Jahren, nach der Entwicklung anderer und besserer Methoden der Energiegewinnung, die letzten bestehenden Windenergieanlagen als kulturlandschaftliches Relikt unter Denkmalschutz gestellt und dürfen nicht mehr entfernt werden.

Ingrid Wahnschaff-Gruber arbeitet in der Domänenverwaltung der Regionaldirektion Braunschweig des Landesamts für Geoinformation und Landentwicklung Niedersachsen (LGLN)

Natürlich war die Lesung bereits einige Wochen vor Beginn der Uni-Tage ausverkauft. Nachdem er mit ausgewählten Passagen seiner Bücher und mit anderen Geschichten das ganze Publikum zum Lachen gebracht hatte, ging es in das Forum des Julianums – Russendisko! Zunächst waren sich die Leute nicht sicher, was auf sie zukommen sollte: „Russendisko, was genau soll ich mir darunter vorstellen?“ Schließlich hatten nicht alle den Bestseller mit gleichem Titel gelesen. Doch als es dann losging, waren Zweifel und Unsicherheiten gar nicht mehr zu erkennen. Leute aller Altersschichten gingen auf die bunt beleuchtete Tanzfläche und tanzten; teils modern, teils altertümlich und teils nach der ganz eigenen Vorstellung eines russischen Volkstanzes. Schauten man durch die Gegend, waren alle gut gelaunt, niemand blies Trüb-

sal, niemand hatte Langeweile, und alle hatten ein breites Grinsen im Gesicht. So ging das etwa drei Stunden, wobei zwischendurch ab und zu ein Einzelner oder Teile der tanzenden Meute auch mal zur Cocktailbar schlenderten, um den körpereigenen Wasseraushalt wenigstens halbwegs aufrecht zu halten. Nach dem Getränk kam jeder jedoch sofort wieder auf die Tanzfläche, um zu Liedern wie „Moskau“ von Dschinghis Khan weiter zu tanzen.

Da dieses für die Helmstedter Universitätstage eher außergewöhnliche Programm die Leute derart begeisterte, wird dieser Abend den Teilnehmern (und hoffentlich auch Herrn Kaminer) noch lange in Erinnerung bleiben.

Außergewöhnliche Entdeckungen

Die Schlosskirche Salder wird restauriert

von Anja Stadler

Lichtdurchflutet öffnet sich das Kircheninnere als Quersaalkirche. So steht der Besucher beim Eintritt unvermittelt in der Vierung unter einer beeindruckenden, für den Außenbetrachter versteckten Kuppel. Ein historischer Messingleuchter breitet seine geschwungenen Arme einladend aus. Die Schlosskirche Salder ist eine der wenigen barocken Quersaalkirchen in Norddeutschland. Erbprinz August Wilhelm, ein überzeugter Lutheraner, ließ sie 1712–1717 von Baumeister Johan Caspar Völcker für seinen Sommersitz Schloss Salder anstelle der alten Dorfkirche errichten. Nun wird sie umfassend restauriert.

Nicht der Grundriss, sondern Innenausstattung und Nutzung machen das Gebäude zur Quersaalkirche. Von außen kaum erkennbar, befindet sich das liturgische Zentrum an der Längswand gegenüber dem Haupteingang und nicht an der Stirnseite des Gebäudes. Die langen, erweiterten Querarme sind für die Gemeindemitglieder gedacht, nur von der Herzogsempore kann der Gottesdienst „Vis à vis“ verfolgt werden.

Die Kuppel wirkt repräsentativ und wird von vier ionisierten Eckpilastern getragen, allein die Anstriche aus der Nachkriegszeit wirken altbacken und renovierungsbedürftig.

Überlagerte bauzeitliche Oberflächen

Eine restauratorische Untersuchung zeigt, dass in den meisten Bereichen Neuputzungen die bauzeitlichen Oberflächen überlagern oder ersetzen. Zunächst lassen sich nur an den Pilastern, an denen sich im Streiflicht regelmäßige Strukturen abzeichnen, Malereien feststellen. Deutlich kann man Ornamentik und Blattformen erkennen.

Die entdeckte Malerei stammt aus der Zeit des Neobarock und bezieht sich auf die ionischen Pilaster der Vierung, die gleichzeitig „Eckpfeiler“ der Kuppel darstellen.

Als optisch tragendes Element der Gurtbögen und Kuppel erlangten sie sicherlich auch bauzeitlich eine besondere Würdigung, die sich im Farb- und Fassungskonzept niederschlug. Diese Fassungen sind zwar nicht mehr überliefert, wohl aber ihr neobarockes Äquivalent.

So deutlich sie sich während der Entdeckung im Streiflicht markiert, so vollständig lässt sich die Malerei auch freilegen. Mittels flüchtiger Lösemittel und Watte (zur Aufnahme der Überfassungsfarbe) erfordert es jedoch ein zügiges Arbeiten. Nach der Freilegung präsentiert sich die Malerei nahezu unbeschädigt.

In welchen Kontext stand das Ausmalungskonzept? Die „Spurenreise“ führt auf Reste weniger gut erhaltener Malerei an der Unteransicht der Gurtbögen und auf historische Fotos¹, die diese in Teilabschnitten abbilden.



Dabei ist die ausgedünnte Malerei an den Gurtbögen auf die Wahl des Bindemittels und das „gründliche“ Abwaschen der Ausmalung vor der letzten Überarbeitungsphase zurückzuführen. Dennoch sind die verbliebenen Reste und die überlieferten Fotos ausreichend für eine Rekonstruktion.

Zu diesem Zweck sind sogenannte „Lochpausen“ anzufertigen, mit denen sich die Konturen der zu rekonstruierenden Dekorationsmalerei auf die grundierten Flächen übertragen lassen. Die Ausmalung erfolgt dann „frei Hand“ unter Berücksichtigung der natürlichen Lichtquellen. Während die neobarocke Dekorationsmalerei an den Gurtbögen die Schlusssteine flankiert und an den Kapitellen endet, zeigt sich dazwischen ein zeittypisches „Gitternetz“ mit applizierten Vierpass-Blüten an den Schnittpunkten der Linien. Hier kommen Schablonenvorlagen für die Umsetzung zum Tragen.

Alle übrigen Flächen der Raumschale erfuhren eine maltechnische Überarbeitung und die Wiederherstellung in den gefundenen Grundtönen.

Auch die Altarwand eine Sonderform

Neben der Raumschale ist die als Kanzelaltar gestaltete Altarwand mit bekrönender Orgel raumbestimmend. Sie ist wie der architektonische Typus Quersaalkirche eine in der frühen Neuzeit entwickelte protestantische Sonderform. Die bauliche Verbindung von Altar und Kanzel betont die Gleichwertigkeit von Abendmahl und Predigt im Protestantismus, die bekrönende Orgel trägt das herzogliche Wappen. Das über dem Altartisch angebrachte spätgotische Altarretabel aus dem frühen 16. Jahrhundert mit Kreuzigung im Mittelfeld und 12 Apostelfiguren in den Flügeln stammt wahrscheinlich aus der Vorgängerkirche. Es wurde 1987 in der Kirche aufgestellt, nachdem es zuvor im Depot des Braunschweigischen Herzog Anton Ulrich-Museums untergebracht war.

An Kanzelkorb und am Orgelprospekt der Altarwand sind konservatorische und restauratorische Arbeiten dringend geboten. Neben der Festigung loser Fassungsbereiche beinhaltet dies auch die Reinigung der Oberfläche von Staub und Schimmelpilzen. Einzelne Figurenteile waren wegen aktiven Befalls holzerstörender Insekten zu sichern und zu festigen. Geringfügige Retuschen schließen die Maßnahme auch optisch ab.

Insgesamt präsentiert sich die Raumausstattung nach erfolgter Sanierung/Restaurierung in schlichter Eleganz mit akzentuierten Eckpilastern und Gurtbögen. Die Gestaltung entspricht den bauzeitlichen Grundgedanken und Befunden. Diese wurden auch in der neobarocken Zwischenfassung wieder aufgegriffen und dargestellt.

¹ Unbekannte Quelle, erhalten über: Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig. Landeskirchenamt – Baureferat: Frau Haars



AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

Kirchliche Denkmalpflege zwischen Kultraum und Kulturrbaum

Ausstellung im Kaiserdom zu Königslutter mit mehr als 6.000 Besucherinnen und Besuchern

von Sebastian Besgen

Während einerorts Kirchen geschlossen oder in Kulturzentren umgewandelt werden, werden andernorts geschäftige Bau- und Instandsetzungsmaßnahmen in Gang gesetzt, um Kirchräume wieder in altem Glanz erstrahlen zu lassen. Fleißig wird gesäubert, gehobelt, gehämmert und gepinselt. Akteur dieser Maßnahmen ist zumeist die kirchliche Denkmalpflege.

16 Beispiele erfolgreich restaurierter Kirchen waren zwischen dem 7. Oktober und dem 18. November 2012 im Kaiserdom zu Königslutter zu sehen. Die Ausstellung *Kultraum – Kulturrbaum. Kirchliche Denkmalpflege* zeigte sowohl acht katholische Kirchen aus dem Erzbistum München und Freising als auch acht (inzwischen) protestantische Kirchen aus dem Braunschweiger Land.

Jede Kirche ist einzigartig, entsprechend müssen auch die denkmalpflegerischen Maßnahmen auf diese Räume individuell zugeschnitten sein. Dabei stellt sich die Frage, wie und von wem eine Kirche genutzt wird. Gibt es eine Gemeinde und hält sie Liturgien in der Kirche ab (Kultraum), oder wird die Kirche eher als Museum angesehen und von Touristen aufgesucht (Kulturrbaum)?

Dabei muss für jede Kirche und die entsprechenden Einzelobjekte ein stimmiges Konzept erarbeitet werden. Die Ausstellung *Kultraum – Kulturrbaum* bot dabei einen umfassenden Überblick an wissenschaftlichen Methoden und Herangehensweisen: 1) In den Seitenschiffen des Kaiserdoms wurden anhand großflächiger Fotografien die 16 Beispielkirchen in Außen- und Innenansichten vorgestellt. 2) Vergleichend standen Ausgangs- und Endzustand der denkmalpflegerischen Unternehmungen gegenüber. 3) Die durchgeführten Maßnahmen wurden mittels Detailansichten erläutert. 4) An separaten Stationen skizzieren einzelne Texte, Bilder und Ausschnitte aus Arbeitsberichten (kunst-)historische und naturwissenschaftliche Methoden der kirchlichen Denkmalpflege. Diese reichten von Kartierungen und Archivalienrecherche über stratigraphische Befunde und Monitoring bis hin zu Dokumentationen in Form von Drucklegung oder durch die Ausstellungspräsentation selbst. Der Kaiserdom zu Königslutter, dessen Restaurierung zwischen 2001 und 2010 ebenfalls an einer Stellwand thematisiert wurde, war somit gleichermaßen Ausstellungsraum und Ausstellungsobjekt.

Eine besondere historische Sachquelle aus dem 18. Jahrhundert war eine ovale Holztafel aus Clausthal-Zellerfeld. Sie befand sich in mehr als 300 Metern Tiefe in einem eigens dafür geschaffenen Stollen unter der Marktkirche. Die Bergleute wurden so daran erinnert, dass sich direkt über ihnen die Kirche befand.

Zur praktischen Vertiefung der Ausstellungs Inhalte fanden zwei Workshops mit Fachvorträgen und eine Exkursion statt. Diese Veranstaltungen richteten sich in erster Linie an Kirchenvorstände und Küsterinnen und Küster, aber auch an weitere Interessierte. Im Fachvortrag des ersten Workshops sprach Thomas-Ino Hermann über die historische Entwicklung von Kirchenarchitektur und ging speziell auf variierende Stile von protestantischen und katholischen Sakralbauten ein. Der Fachvortrag des zweiten Workshops von Norbert Jocher und Monika Römischem thematisierte moderne Kirchenbauten, wobei im Rahmen einer kurzen Exkursion die Heilig-Geist-Kirche in Wolfsburg im Fokus der Referenten stand.

Die Exkursion unter dem Motto „Denkmalpflege vor Ort“ unter Leitung von Norbert Jocher führte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu restaurierten

Objekten aus dem Braunschweiger Land. Ziele waren die Stiftskirche in Gandersheim, die Bergmannskirche in Clausthal-Zellerfeld und das Zisterzienserkloster Walkenried. Die genannten Orte und durchgeführten Maßnahmen wurden ebenfalls in der Ausstellung vorgestellt.

Initiatoren des Projekts waren die Erzdiözese München und Freising und die Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz unter Mitwirkung der Evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig und der Niedersächsischen Denkmalpflege in Hannover. Betreut und beaufsichtigt wurde die Ausstellung durchgängig von zwei Doktoranden und zwei Studierenden des Instituts für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig. Somit konnten im Ausstellungszeitraum erstmalig statistische Besucherdaten für den Kaiserdom erhoben werden. Mehr als 6000 Besucherinnen und Besucher besichtigten innerhalb von sechs Wochen Stiftskirche und Ausstellung oder nahmen an Dom- bzw. Ausstellungsführungen teil.

Wer die Ausstellung *Kultraum – Kulturrbaum* verpasst hat, kann alle Inhalte im gleichnamigen Ausstellungskatalog nachlesen (Bestellung unter ute.sandvoss@sbk.niedersachsen.de).



Ein helles Gelb mit einem leichten Stich ins Grüne, süß mit einer herben Kopfnote und der Tendenz an den Fingern zu kleben, auf frischem Baguette mit Butter ein wahrer Genuss. Die Verkostung des Honigs mit dem assoziationsreichen Namen „Stiftungsgold“ bildete den Abschluss des ersten öffentlichen Schauschleuderns, das am 29. Juli 2012 im Garten des Hauses der Braunschweigischen Stiftungen durchgeführt wurde. Zahlreiche Besucher konnten an jenem Sonntag sehen und schmecken, was die Bewohner im „Bienenhaus der Stiftungen“ in den letzten Monaten produziert haben, und so das Kunstwerk von Stefan Mauck auf diese ganz eigene Weise erleben.

AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

Stiftung im Goldrausch

Schauschleudern im Garten des Hauses der Braunschweigischen Stiftungen

von Gesa Kaselow



„Es ist genau das richtige Bienenwetter“, informierten die beiden Imker, Hans-Georg Picker und Matthias Dittrich, das schaulustige Publikum. Es sollte auf keinen Fall Gewitterstimmung oder flirrende Hitze herrschen, wenn man den Bienenstock öffnen will, denn dann sind die Bienen ohnehin aufgereggt und man sollte sie nicht noch zusätzlich stören. So aber war alles perfekt, morgens noch kühl und regnerisch, schien am Nachmittag die Sonne auf die anwesenden Kunst- und Naturfreunde. Nach der Begrüßung durch Tobias Henkel, Direktor der SBK, wurden die

ersten Waben entnommen und man zog sich, in das vor Honig suchenden Bienen schützende Zelt zurück. Vor allem die Kinder waren wissbegierig und neugierig auf das angekündigte, geheimnisvolle Schauschleudern, das die Imker mit Enthusiasmus und pädagogischem Geschick vorführten. Ein großes Lob ging zuerst an das Bienenvolk, das sich offensichtlich in seinem komfortablen Haus sehr wohl fühlt und dies mit einer reichhaltigen Honigproduktion von 20 kg zum Ausdruck gebracht hat. Wie aber entsteht Honig? Was macht eine Königin? Wozu braucht man eine Drohne? Was unterscheidet den Stadthonig vom Landhonig? Auf diese Fragen gingen die Imker geduldig ein, während sie die Waben von den Wachsdeckeln



Kassel Aufsehen erregt hat, ist die Gewinnung des Honigs Teil der künstlerischen Idee von Stefan Mauck. „Das Bienenhaus der Braunschweigischen Stiftungen“ wurde im Rahmen des 2010 durchgeführten Wettbewerbs „Kunst für den Garten des Hauses der Braunschweigischen Stiftungen“ zusammen mit vier weiteren Arbeiten ausgewählt und im April dieses Jahres (VVK Sommer 2012, S. 42–43) eingeweiht. Das auf Dauer angelegte Kunstwerk besteht aus einer Skulptur, die das Haus der Braunschweigischen Stiftungen nachbildet, und einem in ihr angesiedelten Bienenvolk. Zu Beginn maßstabsgetreu nachgebaut, benötigte die wachsende Anzahl von Bienen schon bald weitere Zargen als Brut- und Honigraum. Aus diesem



befreiten, sie in die Zentrifuge hängten und durch zügiges Drehen den Honig aus den Waben schleuderten. Anschließend hieß es dann, die erste hauseigene Honigernte zu probieren. Das „Stiftungsgold“ erfreute sich sichtlich großer Beliebtheit bei den Gästen, schon bald mussten Brot und Butter nachgeholt, neuer Tee und Kaffee gekocht werden.

Im Gegensatz zur legendären Honigpumpe von Joseph Beuys und der Skulptur mit Bienenschwarm-Kopf von Pierre Huyghe, die dieses Jahr auf der Documenta in

Grund überragt das Bienenhaus sein Vorbild mittlerweile um vier Stockwerke. Die hier stattfindende kleine Produktion von Süßem stellt eine lebendige Verbindung zur Geschichte des Hauses der Braunschweigischen Stiftungen her, welches 1889/90 von dem Zuckergroßhändler Louis Gerloff erbaut wurde. Die fleißige und reiche Honigproduktion spiegelt gleichzeitig die Tätigkeit und Zielsetzung der heute hier ansässigen Stiftungen wider: Sammeln, Bewahren und Vermehren.

Zeitmanagement und Erfahrungsaustausch

Stiftungsassistentinnen zu Gast in Braunschweig

von Martina Kaufmann

„Herzlich willkommen bei der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz“ hieß es im Oktober für die Stiftungsassistentinnen, die zu einem zweitägigen Arbeitstreffen aus Hamburg, Berlin, Dresden, Neuss, Duisburg, Heidelberg und weiteren Orten angereist waren. Seit fünf Jahren treffen sich einmal im Jahr bis zu ein Dutzend Assistentinnen von Direktoren und Geschäftsführern der großen und mittelgroßen Stiftungen zum Erfahrungsaustausch und um die Arbeit der Stiftungen vor Ort kennen zu lernen. So lässt sich im Arbeitsalltag zwischen den Treffen das Besondere der eigenen Stiftung besser vermitteln – und gibt der Arbeit natürlich eine persönlichere Note, wenn man weiß, mit wem man da seit Jahren per Telefon, Email oder Post kommuniziert.

Braunschweig zeigte sich schon am ersten Tag von einer herrlich sonnigen Seite. Da war gute Laune vorprogrammiert, als Hugo, der Nachtwächter, die Stiftungsassistentinnen durch die Braunschweiger Altstadt führte und dazu noch nette Anekdoten zu berichten wusste. Der Abend endete mit guten Gesprächen und regem Erfahrungsaustausch.

Am nächsten Tag konnten die Damen unsere Räumlichkeiten in der ehemaligen Villa Gerloff, dem heutigen Haus der Braunschweigischen Stiftungen, bewundern, und man musste nicht hervorheben, dass die Arbeit in der Stiftung in diesem speziellen Ambiente besonders viel Spaß macht!



Den zweiten Tag bereicherte zunächst Tobias Henkel mit einem interessanten Vortrag über die Geschichte und Entwicklung der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz.

Doch es ging nicht nur um die Vorstellung der gastgebenden Stiftung; jede Teilnehmerin sollte auch für die unmittelbare Arbeitspraxis Gewinn aus der Tagung ziehen. So fand an diesem Tag das Thema „work-life-balance“ in Form eines Workshops Raum. Anschaulich referierte die Braunschweiger Diplom-Sozialwirtin und Supervisorin Angela Klöcker anhand einer Konzept-Präsentation über die „Zeitstrukturierung“ nach Eric Berne. Seine Thesen machten deutlich, dass der Grad der Zufriedenheit von der eigenen Zeitgestaltung abhängt, zum Beispiel die jeweilige Lebenssituation, ob beruflich, privat oder in der Freizeit. Zufriedenheit ist auch eine Frage der eigenen Persönlichkeit und gebunden an die jeweilige Lebensphase bzw. Situation, in der sich ein Mensch befindet. Den Abschluss bildete eine Atemübung als Selbstwahrnehmungs- und Entspannungsübung, die man gut in den Alltag mit einbauen kann.

Das Fazit dieser informativen Tage, die eine Führung im Braunschweiger Dom durch Dompfarrer Christian Kohn beschloss, war klar: Wir halten fest an unserer Intention, unser gemeinsames Stiftungsnetzwerk aufrecht zu erhalten, und sehen uns 2013 wieder!



VIER FLÜGEL KULT

Emtinghausen und seine Windmühle

von Hanfried Lübkemann

Das Dorf Emtinghausen ist wahrscheinlich als spät-mittelalterliche Nachsiedlung auf Grund und Boden entstanden, der zum Erzbistum Bremen gehörte. „Emtinghusen“ wird erstmals 1260 urkundlich erwähnt und als „Haus an der Emte“ gedeutet, einem früheren Nebenfluss des damaligen Weserlaufes.

Bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges wechselte die Zugehörigkeit der Ortschaft infolge zahlreicher Fehden zwischen den Bremern und den Grafen von Hoya häufig.

Mit dem Friedensvertrag von Celle wurde Emtinghausen 1679 zusammen mit den übrigen Gemeinden des ehemaligen Amtes Thedinghausen für fast 300 Jahre eine Enklave des Landkreises Braunschweig.

Im Zuge der Gebiets- und Verwaltungsreform 1972 wurde die Gemeinde Emtinghausen Mitglied der Samtgemeinde Thedinghausen und dem Landkreis Verden zugeordnet.

Zu den vielgelobten „Braunschweiger Zeiten“ war vieles besser als heute.

Das Amt Thedinghausen genoss einen Sonderstatus. Bei den monatlichen Besuchen der Braunschweiger Verwaltungsspitze ging es stets freundschaftlich zu, und viele Dinge konnten auf dem kleinen Dienstweg erledigt werden.

Das heutige Emtinghausen ist mit rund 1650 Einwohnern und 21,09 km² Gemeindefläche die kleinste Gemeinde des Landkreises Verden. Emtinghausen war ein Bauerndorf und das Ortsbild war natürlich durch die



jahrhundertelange landwirtschaftliche Nutzung geprägt. Handel und Handwerk bestimmten den Ortskern von Emtinghausen bis in die 1980er Jahre.

Wie in vielen anderen kleinen Orten mussten auch in Emtinghausen die meisten Geschäfte, Gaststätten und Handwerksbetriebe aus wirtschaftlichen Gründen ihren Betrieb einstellen.

In unserer Dorfgemeinschaft spielen von jeher die Vereine eine ganz wichtige Rolle.

Mit jeweils zwei Feuerwehren und Schützenvereinen, einem Theaterclub, dem Ortsverein des Deutschen Roten Kreuzes und als größtem Verein dem Turn- und Sportverein bieten sich jedem Einwohner verschiedene Möglichkeiten.

Bei der Mühle Emtinghausen handelt es sich um ein ortsbildprägendes Bauwerk, das sich im Zentrum der Gemeinde Emtinghausen im Kreuzungsbereich von Bremer Straße und Syker Straße befindet und das Wahrzeichen der Gemeinde darstellt. Nach jahrelangen Bemühungen konnte die Gemeinde Emtinghausen diese alte Mühle 2005 endlich erwerben und vor dem Verfall retten.

Die erste Mühle in Emtinghausen wurde nachweislich kurz nach 1561 erbaut. Damals löste der Erzbischof Georg das Schloss Thedinghausen von der Witwe des Ritters Hermeling, an den es verpfändet war, wieder ein. Als Entschädigung für die auf das Schloss verwandten Kosten gab er den Söhnen der Frau Hermeling einen Kamp in Emtinghausen und verlieh Ihnen das Recht, darauf eine Mühle zu erbauen.

Die Mühle blieb mehrere Jahrhunderte beim Hermelingschen Gute, dem Erbhof. 1631, während des Dreißigjährigen Krieges, wurde sie durch Sturm zerstört, blieb in Trümmern liegen und wurde erst nach dem Friedensschluss 1650 wieder aufgebaut. Ein Blitz setzte die Mühle am 26. Juli 1679 in Brand. Der damalige Wiederaufbau der vollständig niedergebrannten Mühle kostete 160 Reichstaler. Die jetzige Windmühle ist lt. Inschrift 1873 von Müllermeister H. Cordes erbaut worden. Doch es gab mindestens eine weitere Vorgängerin, die 1816 erbaut wurde.

Von 1960 bis zum Verkauf im Jahre 2005 gehörte die Mühle dem Futtermittelbetrieb von Werner Eilers, der leider die gesamte Mahltechnik zwecks Einbau von Silos ausbauen ließ.

Sofort nach dem Kauf der Mühle im Jahre 2005 plante die Gemeinde Emtinghausen die Instandsetzung der Mühle, und es wurden unverzüglich Anträge auf Fördermittel durch die „Europäische Union“ und weitere Mittelgeber gestellt.

Nach vielen Rückfragen und Rückschlägen konnten schließlich nach über zwei Jahren die bürokratischen Hürden überwunden werden. Die Finanzierung war gesichert. Am 13. September 2009 begannen endlich die ersten Arbeiten.

Nach Bekanntwerden der Kaufabsichten durch die Gemeinde Emtinghausen gründeten engagierte Bürger den Dorfverein Emtinghausen-Bahlum e. V. Dieser Verein hat inzwischen über 120 eingetragene Mitglieder, die sich intensiv um die Instandsetzung und weitere Nutzung der Mühle kümmern.

Neben den Arbeiten, die von Fachfirmen ausgeführt werden mussten, haben bisher etwa 30 bis 40 Mitglieder unseres Dorfvereins in freiwilliger Arbeit über 4.600 Stunden unentgeltlich bei der Sanierung und Instandsetzung der Windmühle mitgearbeitet. Außerdem hat der Dorfverein Emtinghausen-Bahlum in Eigenleistung und auf eigene Kosten im hinteren Bereich der Mühle ein neues Service-Gebäude errichtet, mit einer Teeküche und Toiletten für Damen und Herren. Nach





Abschluss der Sanierungsarbeiten hat die Gemeinde Emtinghausen die Mühle langfristig an den Dorfverein Emtinghausen-Bahlum zur Nutzung übertragen.

Da wie erwähnt die kompletten Mahlvorrichtungen vom Vorbesitzer ausgebaut und vernichtet worden waren, war der Wert der Mühle als Baudenkmal erheblich gesunken. Der Dorfverein suchte daher intensiv nach Möglichkeiten, windgetriebene Mahlgänge wieder einzubauen, um den Besuchern die Technik der früheren Getreidebearbeitung zeigen zu können. Glücklicherweise hatte sich für die Gemeinde die Möglichkeit ergeben, aus einer baufälligen Mühle im Nachbarkreis Diepholz eine komplette Mahleinrichtung mit drei Mahlgängen günstig zu erwerben.

Der Ausbau und der Einbau in unsere Mühle sollte allerdings 90.000 Euro kosten. Unser Geld reichte dafür nicht, und wir waren lange Zeit auf der Suche nach entsprechenden Fördermitteln. Nur dank der Hilfe verschiedener Stiftungen und weiterer Mittelgeber, der Spenderbereitschaft unserer Einwohner sowie der wiederum tatkräftigen Eigenarbeit unserer Vereinsmitglieder ist es jetzt endlich möglich, auch diese Maßnahmen durchzuführen und damit ein echtes Technikdenkmal zu schaffen.

Die Windmühle Emtinghausen entwickelt sich, auch auf Grund ihrer zentralen Lage, mehr und mehr zum Dorfgemeinschaftshaus und damit zum Mittelpunkt unserer Gemeinde.

Schon jetzt wird sie für viele gesellschaftliche und kulturelle Veranstaltungen, für wechselnde Ausstellungen, für Versammlungen und auch für standesamtliche Trauungen genutzt. Im umgebauten ehemaligen Lagerschuppen bietet der TSV Emtinghausen in mehreren Kursen verschiedene Gesundheitssportarten an.

Die Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz hat in alter Verbundenheit mit ihrem Zuschuss dazu beigebracht, dass wir unser Denkmal wieder herstellen und mit Leben erfüllen können. Dafür danken wir ganz herzlich!

Geförderte Medien



11. Herausgegeben von der Braunschweiger Schreibwerkstatt mit Genehmigung der Elfchen-Buch-Verfasser.

Verantwortlich: Gisela Reichelt. Braunschweig 2012, 59 Seiten.

Lyrik. Lyrik von Kindern. Lyrik von Schülern der Oswald-Berkhan-Schule. Eine Förderschule in Braunschweig. Von Oktober 2010 bis Frühjahr 2011 hat eine Abschlussklasse an einem Literatur-Wettbewerb teilgenommen. Man wählte die Elfchen-Form, Miniaturlyrik, kaum bekannt. Und besser als das, was dabei herausgekommen und nun durch Unterstützung von SBK und Stiftung Nord/LB-Öffentliche zum Buch geworden ist, kann es auch kein Rezensent.

Elfchen!
Hätte jemals
Irgendwer zuvor geahnt,
Was wenige Wörter vermögen?
Mehr!



Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz (Hg.): „Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch ...“
Die letzte Heimat Kaiser Lothars III. im Spiegel naturwissenschaftlicher und historischer Forschungen. Konzeption und Redaktion Angelika Burkhardt. Schriftenreihe der Stiftung Braunschweiger Kulturbesitz, Band 4. Appelhans Verlag Braunschweig 2012. 175 Seiten, 19 Euro

Erst ein Kinderbuch, nun ein Buch über die Kaisergräber im Kaiserdom zu Königslutter. Der Kontrast zwischen beiden besprochenen Bänden auf dieser Seite könnte nicht größer sein. Doch das täuscht. Denn der neue Band aus der stiftungseigenen Reihe weckt im Leser fast kindliche Forscher- und Entdeckerneugier. Dabei verlässt der Sammelband über die sterblichen Überreste von Kaiser Lothar III. und seiner Gattin Richenza das hohe wissenschaftliche Niveau an keiner Stelle, auch wenn die Aufsätze von allzu wissenschaftlichem Fachjargon befreit sind und einer breiten Leserschaft gefallen.

Vor 875 starb Lothar III. von Süpplingenburg auf der Rückreise seines zweiten Italienzuges in Tirol. Er hatte rechtzeitig, zwei Jahre zuvor, den Grundstein für eine Kirche in Lutter gelegt, die schließlich seine Grabeskirche wurde und heute den Namen „Kaiserdom“ trägt.

Angelika Burkhardt war als Osteoanthropologin an der Erforschung der Skelette der kaiserlichen Familie beteiligt und nahm 2007 am interdisziplinären Symposium „Kaiser Lothar III. und der Kaiserdom zu Königslutter“ teil. Die Forscherin ließ nicht locker und drang auf eine Veröffentlichung der Ergebnisse und Sichtweisen der unterschiedlichen Disziplinen – nachdem schon 1978 vielschichtige Forschungsergebnisse verschüttet und teils verloren waren, weil eine gemeinsame Publikation fehlte. Angelika Burkhardt ist es in erster Linie zu verdanken, dass hier ein Buch vorliegt, das anthropologische Erkenntnisse mit paläopathologischen, mikroskopischen, histologischen und molekularbiologischen Untersuchungen verbindet. Selten hat ein Band so plausibel gezeigt, wie sinnvoll eine Zusammenarbeit von Geistes- und Naturwissenschaften ist. Unter anderem der Nachruhm Lothars III. wird historisch und naturwissenschaftlich behandelt – auch die Quellen erfahren historisch-kritische wie paläopathologische Behandlung.

Es ist der bisher schönste Band der noch jungen Reihe geworden, ist man versucht zu schreiben. Die philosophische Seite des Phänomens „Nachruhm“ hätte vielleicht auch noch Platz finden können ... aber das kann ja ein Schwerpunkt in VIERVIERTELKULT leisten.

St. Marienberg

von Ulrich Brömmeling



Kirchen als Ausstellungshallen, Einkaufsläden und Konzertsäle. Überall begeben sich Kirchen ihrer ursprünglichen Widmung, dem Lob und der Ehre Gottes Raum zu bieten, aber auch Versammlungsort für die Gläubigen zu sein. Wo die Gemeinde fehlt, sind Kirchen oft nur noch Oasen der Stille und Einkehr, Museen oder Kulturzentren.

Dass eine Gemeinde weiterleben kann, ist nicht immer selbstverständlich. Lange Zeit hatte auch die mit 1530 Seelen nicht gerade große Gemeinde St. Marienberg keinen ständigen Pfarrer vor Ort wohnend. Für das Ehepaar Jonas und Lena Stark, ist Marienberg die erste „richtige“ Pfarrstelle, nachdem Jonas Stark bereits zuvor



bereits in Vorsfelde, seine Frau an einer anderen Kirche in Helmstedt außerhalb des Gemeindeverbundes tätig war. „Pfarrer auf Probe“ heißt beider Zustand aber weiterhin noch, so frisch sind sie im Amt.

Doch das Pfarrerpaar an St. Marienberg kann sich der Unterstützung durch die Gemeinde eigentlich sicher sein. Denn bevor Lena und Jonas Stark erst mit einem, dann mit zwei Kindern im Pfarrhaus wohnten, war es lange Zeit verwaist. Die zuständigen Pfarrer der Vorjahre wohnten nicht im Pfarrhaus und wechselten häufig. Heute ist die Gemeinde an der Kirche St. Marienberg, auch wenn Aufgaben zum Teil für mehrere Kirchen und Gemeinden zusammengezogen sind, eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, also eine selbstständige Kirchen-

gemeinde. In der Verwaltung bildet sie mit anderen Kirchengemeinden das Quartier Georg Kallixt. Die Stelle in Marienberg teilen sich Britta Grund und die schon erwähnte Lena Stark, die derzeit in Elternzeit ist und von ihrem Mann vertreten wird.

Auch klösterliches Leben im Konvent ist Ausdruck der fortgesetzten Nutzung von St. Marienberg in christlicher Tradition. Es ist schwer zu trennen zwischen der Geschichte des Konvents, der Geschichte der Gemeinde der Vorstadt Neumark und schließlich des Kirchenbaus, der 1256 eingeweiht worden war und dann seit 1263 sowohl Stiftskirche als auch Pfarrkirche war. Auch die Tatsache, dass die Kirche diese Doppelfunktion von jenem Jahre an 750 Jahre später wieder bzw. in modifizierter

wichtigsten Informationen über Stiftsgeschichte, Innenausstattung des Klosters, Grabstätten, Inschriften und weitere Teilespekten im Sammelband „Der unendliche Faden. Kloster St. Marienberg in Helmstedt“, der 2011 in der SBK-eigenen Buchreihe erschienen ist.

1569 – wir erkennen das Gründungsjahr des Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds – wandelte sich das altehrwürdige Augustiner-Chorfrauenstift in ein ehrenwertes evangelisches Damenstift. So gelangte die Anlage in den Besitz der SBK.

Unmöglich, hier in Einzelheiten Schätze und Ausstattung wiederzugeben, etwa die Wandmalerei aus dem 13. Jahrhundert oder die noch älteren Fragmente mittelalterlicher Glaskunst. Aber dass die Westfront der



Form tut, macht die Kirche zu einem besonderen Gebäude. Man kann das eine kaum ohne das andere und jenes nicht ohne das dritte denken.

Bereits über 70 Jahre vor der Weihe der Kirche müssen Teile bereits funktionsfähig gestanden haben, denn urkundlich erwähnt findet sich bereits ein Hinweis auf die Beisetzung des Stifters im Jahre 1183. Als das ganze Kirchengebäude schließlich Weihe feiern konnte, war eine „kreuzförmige, dreischiffige und flachgedeckte Pfeilerbasilika mit siebenjochigem Langhaus, einem leicht ausladenden Querhaus und je einer Apsis an den Querhausarmen“ daraus entstanden, wie es Gerd Biegel in seinem Artikel über die Stiftskirche St. Marienberg so treffend zusammengefasst hat. Überhaupt finden sich die



Stiftskirche und die beiden Portale auf den Magdeburger Dom verweisen, ist ein schönes Zeichen dafür, dass man auch früher schon nicht nur in der Kategorie Region oder Kleinstaat dachte, sondern immer auch einen Blick über den Tellerrand warf. Ein Rundbogenfries umzieht unter dem Hauptgesims fast die gesamte Außenmauer. So liegt mit St. Marienberg neben dem Kaiserdom zu Königslutter gleich ein weiterer Höhepunkt romanischer Baukunst im Braunschweigischen Kulturbesitz der Stiftung.

Neben allen kunst- und kulturhistorischen Schätzen soll in diesem Kurzporträt nicht nur „Bauliches“, sondern auch „Erbauliches“ Erwähnung finden. Im Inneren erlebt der Besucher einen Kirchenraum, der durch die verschiedenen Ebenen und Altäre ein besonderes Raumerlebnis zulässt. Der Pfarrer der Gemeinde berichtet, dass sich Konfirmanden und Kinder hier anders verhalten als in anderen Kirchen. Die Kirche St. Marienberg nehmen die Kinder als heiligen Ort wahr.

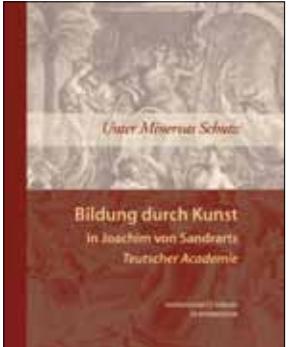
Auch eine alte Kirche birgt immer noch Unentdecktes, Unerforschtes. So stieß man vor wenigen Monaten bei der Erneuerung der Heizungsanlage auf zwei Gräber, von deren Existenz man zwar wusste, die man bislang aber nicht genauer untersuchen konnte. Hiervon wird in einer der kommenden Ausgaben von VVK noch ausführlich zu lesen sein.

All diese Kirchengeschichte, die Architektur, die Bautwicklung hat viele Mütter und Väter. Die Verwaltungsstrukturen sind komplexer als bei mancher anderer Kirche, und bis heute hat der Kirchenbau viele Nutzer. Die Kirchengemeinde, die der Kirche die Gemeindeatmosphäre gibt und der Kirche die sakrale Nutzung sichert, ist nur eine Nutzerin von mehreren. Der Konvent ist ein anderer. Und die Stiftung schließlich ist für den Erhalt der Bausubstanz, für denkmalpflegerische Maßnahmen verantwortlich. Die Stiftung entlastet dabei Pfarramt und Konvent von Bau- und Erhaltungsfragen. So kann sich der Pfarrer auf seinen theologischen und seelsorgerischen Auftrag konzentrieren und muss nicht noch dem Bauausschuss vorsitzen.

Im kommenden Jahr aber wird ein ganz besonderes Jubiläum gefeiert werden, das zumindest in Helmstedt den 444. Geburtstag der Stiftung noch überstrahlt. Denn die Kirche feiert 2013 ihren 750. Geburtstag. Bereits heute, das kann man sich denken, laufen die Vorbereitungen für Festschrift und Veranstaltungen auf Hochtouren. Über einzelne Programm punkte wird VIERVERTELKULT berichten. So werden neue Paramente, gefertigt von der Paramentenwerkstatt der von Veltheim-Stiftung nach Entwürfen von Gerd Winner, einen neuen Altartisch schmücken. Höhepunkt dürfte die Jubiläumswoche von 10. bis 16. Juni 2013 sein – mit Konzert, Gemeinfest und einem Festgottesdienst mit Landesbischof Weber. Der ist seinerseits auch Vizepräsident der SBK. So schließt sich der Kreis.

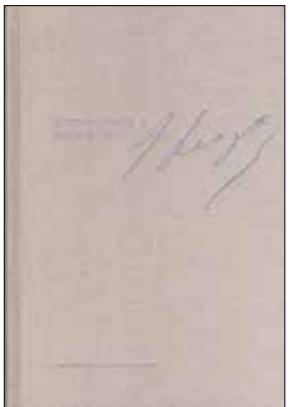


Neuerscheinungen



Unter Minervas Schutz. Bildung durch Kunst in Joachim von Sandarts Teutscher Academie. Hrg. von Anna Schreurs. Harrassowitz Verlag Wiesbaden 2012. 261 Seiten, 49,80 Euro.

Kunstschaefende und Kunstliebende durften sich Ende des 17. Jahrhunderts freuen, als der Maler und Kunstliterat Joachim von Sandart ein opulentes Werk herausbrachte. Nicht weniger als Bildung durch Kunst wollte Sandart ermöglichen. In drei Bänden schreibt er seine Vorstellungen von den Möglichkeiten der Kunst nieder, die dem Leser Anleitung auf dem Weg zur Tugend sein können. Sandart war in Rom mit bedeutenden Künstlern wie den Bildhauern Bernini und Duquesnoy zusammengekommen (und gibt der Malerei in seinem Werk doch den Vorzug). Sandarts außergewöhnlicher Text ist nun Gegenstand einer Ausstellung in Wolfenbüttel. Der vorliegende Band über Sandarts Deutsche Academie ist aber ein Bildungszeugnis in sich. Denn die Ausstellung, zu der das Buch den Katalog bildet, ist der Abschluss eines Forschungsprojektes, bei der das Kunstgeschichtliche Institut der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und das Kunsthistorische Institut in Florenz eine kritische Online-Edition von Sandarts wegweisendem Text erstellt haben. Die Ausstellung in der Herzog August Bibliothek ist noch bis zum 13. Februar 2013 zu sehen.



Christoph Stölzl, Wolfram Huschke (Hg.): Réminiscences à Weimar 2011. Hochschule für Musik „Franz Liszt“ Weimar 2011. 256 Seiten.

Auch wenn der Titel die Jahreszahl 2011 trägt, taugt er noch für die Rubrik Neuerscheinungen. Denn zum einen stellte der Thüringen-Stand der diesjährigen Frankfurter Buchmesse im Oktober die „Erinnerungen an Weimar 2011“ als ein zentrales Buch vor, zum anderen ist es ein Buch der besonderen Art, das weit über das Jahr 2011 hinauswirken dürfte. Denn was bleibt in der Regel übrig, wenn das Jubiläumsjahr einer bedeutenden Dichterin, eines großen Bildhauers, eines Musikgenies im wahrsten Sinne des Wortes „abgefeiert“ ist? Nichts. Oder vielleicht zwei, drei zusätzliche Monographien. Mit dem Liszt-Jahr 2011, das gleichzeitig des Komponisten 200. Geburtstag wie des Pianisten 125. Todestag brachte, verhält sich das anders: Die Hochschule für Musik „Franz Liszt“ hat in einem Buch alle Feiern, Konzerte und Konferenzen dokumentiert, an denen sie im Liszt-Jahr beteiligt war. Von der Verleihung des Franz-Liszt-Ehrenpreises an Alfred Brendel bis zum Festakt zum 200. Geburtstag des Komponisten. Christoph Stölzl, VVK-Autor der ersten Stunde, ist immer dabei – er ist Präsident der Hochschule für Musik. Die Reden wie auch das Jahrbuch insgesamt zeigen, dass Jubiläumsjahre mehr als nur kurzfristigen Nutzen bringen.



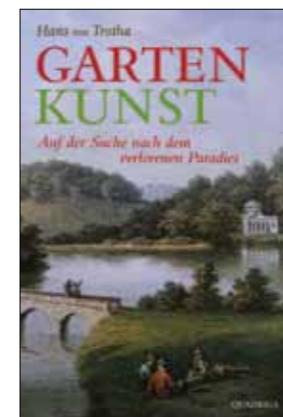
Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. Böhlau Verlag Wien 2012. 1129 Seiten, 79,90 Euro.

Wer nennt die mittelalterlichste aller Städte? Es könnte wohl Goslar sein. Denn immer wieder taucht im neuen umfassenden Werk von Eberhard Isenmann über die deutsche Stadt im Mittelalter jene Stadt auf, deren Altstadt noch heute vom Mittelalter zeugt und daher Teil des Weltkulturerbes der Unesco ist. Natürlich steht über allen Städten Köln, im Mittelalter die einwohnerstärkste und am weitesten entwickelte deutsche Stadt. Der Historiker Isenmann hat gleich 30 Bücher in einem geschrieben und beleuchtet interdisziplinär etwa die Rolle der Frau, die Handelsbeziehungen der Stadt Köln, das auch das „Weinhaus der Hanse“ genannt wurde, die Stellung der jüdischen Gemeinden, aber auch Strafrechtstheorie und -praxis. Einen wichtigen Raum nimmt die Kirche ein, die im Mittelalter in ganz unterschiedlicher Weise Macht in den Städten ausübte, zunächst durch päpstliche Universalherrschaft, dann beeinflusst durch das große abendländische Schisma und später durch Reformkonzilien. Den Familienbüchern widmet Isenmann ebenso ein Kapitel wie der Frage nach dem Gemeinwohl. Es ist das reichste Buch über das Mittelalter, das man sich denken kann. Viel besser noch: Alles, was dort von Abdecker bis Zwölferrat geschrieben steht, ist unterhaltsam zu lesen.



Wolfgang Seidel: Die Weltgeschichte der Pflanzen. Eichborn Verlag Köln 2012. 560 Seiten, 19,99 Euro.

Dass der Kaffee ein „Türkentrink“ ist, der Kinder blass und krank macht, wissen wir noch aus alten Liedern. Aber wo kommen all die anderen Nutzpflanzen her, wie fanden sie in unsere Küche? Die Gurke als Panzerbeere, verwandt mit Honig- und Zuckermelonen? Wolfgang Seidel präsentiert in seiner „Weltgeschichte der Pflanzen“ eine Fülle an Wissen. So braute man mit Gagel Bier, als man den Hopfen hierfür noch nicht entdeckt hatte. Gagel? Ein Myrtengewächs. Aber der schöne Schaum bildete sich nur mit dem Hopfen. Heute stammen 90 Prozent der deutschen Hopfenernte aus einem Anbaugebiet südlich von Regensburg, das dürfte auch für das Braunschweiger Feldschlößchen gelten; die Mumme braucht auch heute noch keinen Hopfen, die lebt vom Gerstenmalz (vgl. VVK 2011-4). Doch die Pflanzengeschichte erzählt viel mehr: Seit wann nutzt die Menschheit welches Holz – und wofür? Hier könnte auch der Stiftungswald der SBK einmal seine eigene Geschichte erzählen. Drogen und Gewürze, aber auch Zierpflanzen, Gewebepflanzen („Jute statt Plastik!“) und Rinden (vgl. VVK 2011-2) – alles findet bei Wolfgang Seidel Platz, dargestellt in zuweilen spannenden Geschichten wie beim Flachs.



Hans von Trotha: Gartenkunst. Auf der Suche nach dem verlorenen Paradies. Quadriga Verlag Berlin 2012. 192 Seiten, 19,90 Euro.

Gartenkunst war stets mehr als die bloße Kultivierung von Pflanzen. Gärten berichten heute noch von der Zeit, in der sie entstanden sind. Hans von Trotha hat vor über zehn Jahren ein faszinierendes Buch über die Geschichte des Englischen Gartens geschrieben. Nun präsentiert er uns die Gartenkunst insgesamt. Schon der mittelalterliche Garten, vor allem der Klostergarten, ordnete Pflanzen und Kräuter zum Wohl des Menschen. Und natürlich bauten solche Gärten schon auf Überlegungen aus der Antike auf. Das wahre Verständnis der kunstvoll angelegten Gärten, wie wir sie bis heute kennen, lässt der Autor mit Petrarcas Ersteigung des Mont Ventoux anno 1336 beginnen. Petrarcas Überlegungen zum Menschen in der Landschaft sind bis heute aktuell. Hans von Trotha führt uns nun durch die Gärten der Renaissance, nennt Ulm, Leonberg und Heidelberg. Er zeigt uns den Barockgarten, der in Herrenhausen seine Umsetzung fand. Gärten der Aufklärung, des Barock sind in Deutschland noch heute ebenso zu entdecken wie Gärten der Romantik. Man muss nur die Augen offen halten. Hans von Trotha hilft entscheidend.



Michail Schischkin: Auf den Spuren von Byron und Tolstoi. Eine literarische Wanderung von Montreux nach Meiringen. Rotpunktverlag Zürich 2012, 408 Seiten, 29,90 Euro.

Jetzt geht die Reise aus dem gepflegten Gartenreich in die rauen Berge. Haben Sie Hosenträger aus Ziegenhaar oder einen kleinen Mantel aus Wachstaffent? Wenn nicht, geht es Ihnen wie Michail Schischkin. Der mit zahlreichen Preisen bedachte russische Schriftsteller wollte auf den Spuren von Lord Byron und Leo Tolstoi durch die Schweiz wandern und dazu möglichst unter den gleichen Umständen loslaufen wie die berühmten Dichter 1816 bzw. 1857. Ganz so einfach war das Vorhaben nicht, schon weil die Hosenträger fehlten. Doch ohnehin ist die Wanderung nicht die Hauptsache. Schischkin hat die Tagebücher der beiden Dichter gelesen und er schreibt selbst seines. So ist unter dem Eindruck und vor der Kulisse großer Natur ein Gedankenatlas besonderer Art geworden. Schischkin – und durch ihn Byron und Tolstoi – schreibt über die Schweiz, über Natur, über Lenin, Russland und Demokratie und über so viele andere Dinge, dass sie hier natürlich keinen Platz finden. Ein Trialog, der mindestens genauso viel Aufmerksamkeit verdient hätte wie die „Vermessung der Welt“.

Wie mein Urgroßvater Neuerkerode erfand

von Rupert Graf Strachwitz



„Der Keim zu meiner Arbeit an den Idioten, der fünf Jahre später die erste Wurzel schlug, liegt in jenem kleinen Hause in Neuendettelsau. Daß ich's kennengelernt habe, betrachte ich als eine besondere Fügung Gottes.“ So beschrieb Gustav Stutzer in seinen 1913 erstmals veröffentlichten Lebenserinnerungen den ersten Impuls, der zur Gründung der Stiftung Neuerkerode führte. Den heute unzeitgemäßen Ausdruck möge man verzeihen. Stutzer, 1839 in Seesen am Harz geboren, bezog sich auf die Zeit, als er von 1860–1862 in Erlangen Theologie studierte, weil er mit seinen vorherigen Studienorten Jena und Halle unzufrieden gewesen war. Aus diesem mitteldeutschen Raum nämlich stammte er, aus einer wohl ursprünglich aus der Schweiz zugewanderten Familie von Offizieren in kurmainzischen und landgräflich hessischen Diensten. Sein Großvater, der spätere braunschweigische Oberst Johann Balthasar Stutzer, hatte sich nach Zerwürfnissen mit seinem Vater, dem Kommandeur der

nerseits gefangen genommen; sein Vermögen, darunter ein stattliches Haus am Wollmarkt in Braunschweig, wurde eingezogen (und nie mehr restituiert). Zu dieser Zeit war er bereits mit der Tochter des Hugenotten Jakob de Mauillon, Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig und Freund und Mitautor Mirabeaus, verheiratet. Nach Napoleons Sturz rehabilitiert, blieb er zwar bis zu einem Tod Soldat, aber seine Lebensgeschichte trug gewiss dazu bei, die Tradition zu durchbrechen. Sein Sohn Benjamin, später Superintendent, wurde der erste Pfarrer in der Familie, und nach einigem Zögern folgte ihm darin auch dessen Sohn Gustav, der allerdings nur wenige Jahre Gemeindepfarrer war. Viel stärker schlügen bei ihm die geistige Unabhängigkeit und das praktische Organisations- und Führungstalent seiner Vorfahren durch.

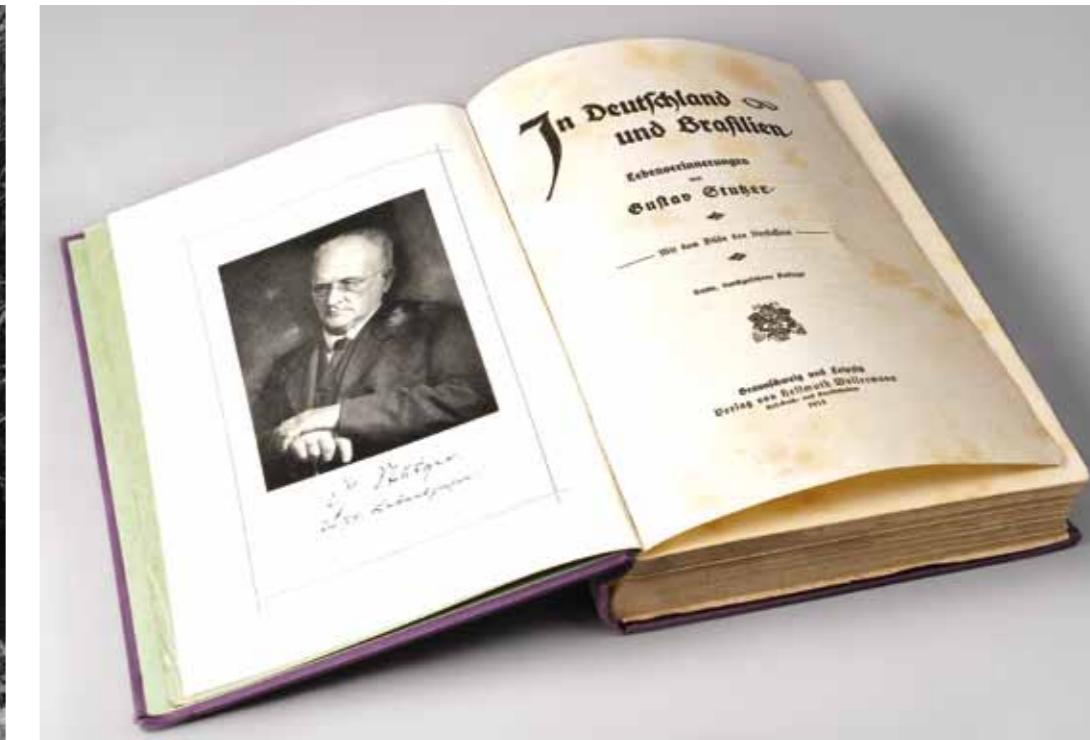
Mitteldeutschland, ganz grob ein Gebiet, das von den Städten Frankfurt am Main, Hannover, Berlin und Dresden begrenzt wurde, war im 18. und 19. Jahrhun-

und Erzieher gewesen war, hatte sich zunächst katholisch taufen lassen und trat erst später zur evangelischen Konfession über.

Einige Jahre später trat Stutzer in den Dienst der braunschweigischen Landeskirche über; allerdings: „Die Ordination wurde anerkannt, das Examen nicht. ... Da tat ich nun einen kühnen Schritt. ... Ich erbat und erhielt eine Audienz beim Herzoge als dem summus episcopus. Er erinnerte sich lebhaft an seine persönliche Bekanntschaft mit meinem tapfern Großvater.“ Und: „Die Formalität wurde glatt erledigt.“ So wurde Stutzer 1866 Pfarrer in Erkerode und Lucklum.

Schon sein Herkommen und seine nicht unbedingt für ein Pfarrhaus typische Erziehung – seine Mutter war ausgebildete Sängerin – bedingten, dass Gustav Stutzer auch Streit mit Vorgesetzten und anderen Zeitgenossen nicht scheute. Ein bequemer Mitarbeiter war er seiner Kirche sicher nicht. „Man hielt sich an das ... Recht und

1866 beschäftigte Stutzer noch die Herausgabe einer Wochenschrift für die Familien. Es entstand das *Braunschweigische Volksblatt*, das mindestens 50 Jahre bestand und bis zu 25.000 Abonnenten hatte. Aber am 1. Mai 1867, „im Begriff, den Zeitungsbogen, in welchem sie [ein paar Stiefel] eingewickelt waren, in den Papierkorb zu werfen, fiel mein Auge auf eine Frage, die in einer Ecke des Blattes gedruckt stand: ... Soll für die vielen Geistesschwachen, die unter uns leben, nichts geschehen?“ Eine ernste Stunde. ... Jenes kleine Haus in Neuendettelsau ... stand deutlich vor mir.“ Nun waren Gustavs Fähigkeiten als Organisator gefragt. Es dauerte nicht lange, da begann das, was man heute Fundraising nennt. 1 Taler von hier, 1000 Taler von dort. Noch war nichts konkret, als Stutzer von Johann Heinrich Wichern, dem Gründer der Inneren Mission, zu einem Besuch eingeladen wurde, der sich eigentlich auf das Braunschweigische Volksblatt bezog, das ihm gefallen hatte. „Er gab



dert trotz der vielen und immer wieder wechselnden staatlichen Zuordnungen ein durchlässiger Kulturrbaum, mehrheitlich evangelisch geprägt, aber vielfach auch überkonfessionell. Dass Gustav nach dem Studium in Wolfenbüttel geprüft wurde, aber zunächst in nassauische Kirchendienste trat, war nicht außergewöhnlich, ebenso wenig, dass er 1864 Therese Schott, Tochter des Fürstlich Stolberg-Wernigerodeschen Hüttendirektors Eduard Schott in Ilsenburg (heute in Sachsen-Anhalt gelegen) heiratete. Eduard, dessen Vater Benedikt (ursprünglich Bendet Schottlaender) ein bekannter jüdischer Gelehrter

die Kirchenordnung und verlor die Fühlung mit der Bewegung der Zeit“, schrieb er in seinen Lebenserinnerungen. „Gemütlichkeit war das Ideal, Frieden um jeden Preis; bürgerliche Tadellosigkeit die anziehende Erscheinungsform. Man triefte vor lauter Tugenden ... Dagegen blieb das Verständnis für die praktischen Aufgaben der Inneren Mission noch auf enge Kreise beschränkt und fand ... bei der Geistlichkeit einen passiven, stellenweise sogar entschiedenen Widerstand. Man fürchtete, daß die freie christliche Liebestätigkeit eine Gefährdung des kirchlichen Amtes mit sich brächte!“

mir zwei Ratschläge, die ich leider beide nicht befolgt habe: Erstens nehmen Sie sich keinen Verwaltungsrat zur Seite, sondern nur ein paar für die Sache wirklich interessierte, beratende Freunde. ... Ein Kollegium tut bei unseren Arbeiten selten gut. ... Der beste Verein besteht aus einem Manne...“ Immerhin, es wurde gar kein Verein gegründet, sondern eine milde Stiftung.

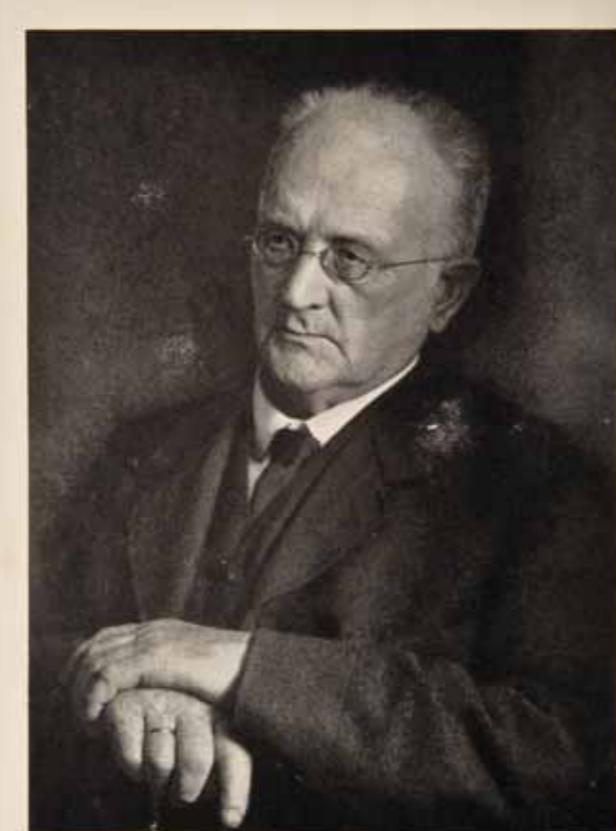
„Es erschien viel Vorarbeit nötig, das statistische Material zu sammeln ... Die Volkszählungen gaben darüber damals noch keine Auskunft. Meine an die Geistlichen gesandten Fragebogen blieben bis auf wenige un-

beantwortet. Die weltlichen Behörden im Herzogtum halfen bereitwilligst. Es stellte sich eine erschreckend hohe Zahl und ein heilloses Vorübergehen der zur Hilfe an den Unglücklichen Berufenen heraus.“ Es gab also dringenden Bedarf, und es war Eile geboten. Am 13. September 1868 wurde das erste Haus in Erkerode eingeweiht. Ehrenamtlich war auch Therese Stutzer in die Leitung eingebunden. Bald war das Haus zu klein. Der Landtag bewilligte 20.000 Taler, sodass die Stiftung bei Veltheim ein altes Fabrikgelände erwerben und umbauen konnte. Stutzer nannte es Neuerkerode; unter diesem Namen besteht die Einrichtung bis heute.

1870 machte Stutzer mit dem Braunschweiger Arzt Dr. Berkhan eine ausgiebige Erkundungsreise durch Deutschland. „Die Irrenanstalt im [katholischen] Alexianerkloster in Mönchen-Gladbach übte eine besondere Anziehung auf uns aus ... Ich bin seitdem doppelt kritisch gegen die sogenannten ‚unumstößlichen‘ Lehrsätze und Beweise...“ 1874 legte Stutzer sein Pfarramt nieder, um sich ganz der Führung der Stiftung widmen zu können. Der Verwaltungsrat „schloß mit mir den Vertrag auf unkündbare, lebenslängliche Anstellung als Direktor der Idiotenanstalt“. Dieser aber bedurfte einer Bestätigung der herzoglichen Landesregierung, „die von allen als eine reine Formalität angesehen ward, weil der Regierung keinerlei Verpflichtung dadurch auferlegt wurde. ... Die Bestätigung des Ministeriums erfolgte nicht! ... Ich wartete bis zum 8. Mai 1878 ... Wiederum wartete ich 1 1/2 Jahre ...“ Und schließlich: „Audienz beim Staatsminister ... ,Die Anstalt ist viel zu sehr auf Ihre Person zugeschnitten' ... ,Der Staat hat viel Geld für die Anstalt hergegeben und sich dadurch ein Recht erworben, mit-zusprechen' ... ,Es muß alles ähnlich eingerichtet werden wie ... der staatlichen Irrenanstalt' ... ,Durch solche Veränderung [wird] die Verwaltung bedeutend teurer und der Charakter der Anstalt völlig verwandelt' ... ,Die Reorganisation ist conditio sine qua non!' ... ,Ich kann nicht länger warten als 5 Jahre' ... Ohne den Mund zu öffnen, entließ mich der Minister durch die bei solchen Audienzen übliche Verbeugung.“

„Das war wieder einmal nicht schlagentlug von mir gehandelt“, und es war das Ende. 1880 verließ Stutzer die Stiftung. Sein Eifer war ungebrochen. Als bald entstand der Theresienhof in Goslar – auch ihn gibt es bis heute. Aber die schwere Arbeit mit geistig Behinderten und die Enttäuschungen hatte an den Kräften gelehrt. Gustav und Therese konnten so nicht weitermachen. So legten sie den Theresienhof 1885 in andere Hände – und gingen nach Brasilien. Aber das ist eine andere Geschichte.

Dr. phil. Rupert Graf Strachwitz leitet das Maecenata Institut für Philanthropie und Zivilgesellschaft an der Humboldt Universität zu Berlin. Er ist ein Urenkel von Gustav Stutzer.



*O. Kützner.
Zur 75. Geburtstag.*

Sie heißen Emma, Zoe, Jana oder Sophia. Sie tragen Gymnastikkleidung, haben sich die Haare zusammengebunden und drehen die Fußspitzen nach außen. Aufgereiht an drei Wänden einer ehemaligen Braunschweiger Brauerei verfolgen dreizehn Teenager, alle zwischen 12 und 16 Jahren, mit konzentrierter Aufmerksamkeit die Bewegungen und Kommandos ihrer Ballettlehrerin.

ÜBER DEN TELLERRAND

Ballettunterricht in Braunschweig

Ina Borchel-Waldmann

von Anke Lang

Freude an Bewegung und Musik

„Pliii-ee! Tennn-du! Pliii-ee! Tennn-du!“ Auf Französisch und mit glockenheller Singstimme dirigiert Ina Borchel-Waldmann ihre Schülerinnen. Brav beugen (plié) und strecken (tendu) die Mädchen ihre Knie im vorgegebenen Rhythmus. „Schön die Kniekehlen aneinanderpressen“, lobt Borchel-Waldmann. Dreizehn Augenpaare sind auf die ausdrucksstarke, zierliche Frau im enganliegenden

Trainingsdress geheftet, die den Teenagern Haltung und Körperspannung demonstriert.

„Bei aller Konzentration darf der Spaß nicht zu kurz kommen“, sagt Borchel-Waldmann nach 75 Minuten. Solange dauert der Unterricht für die Großen. Für die kleineren Mädchen ist bereits nach einer Stunde Schluss mit den wöchentlichen Übungen. „Für eine ernsthafte Tanzkarriere müssten es drei bis vier Übungstage pro Woche sein. Doch uns geht es vor allem um die Freude an der Bewegung, an den Fähigkeiten unseres Körpers und an der Musik.“

Unterricht mit Tradition

Als Inhaberin der Tanzschule, die schlicht „Ballett – Tanz – Gymnastik“ heißt, tanzt Ina Borchel-Waldmann oft um die zwanzig Stunden pro Woche. Nicht nur mit dem Ballett, auch mit ihrer Schule, fühlt sich Borchel-Waldmann der Tradition verpflichtet. Das zeigen Homepage und



Visitenkarten, die bis heute im Untertitel den Namen Käthe Berger-Heubner tragen. Die Ballettschule von „Tante Kathi“, wie sie noch heute genannt wird, war eine Institution in Braunschweig.

Obwohl sie 1970 in Braunschweig geboren und auch dort aufgewachsen ist, hat Ina Borchel-Waldmann



ihre eigenen ersten Ballettschritte nicht bei „Tante Kathi“, sondern einer anderen Tanzschule der Stadt gemacht. Schuld daran war ein Orthopäde. „Ich war vier Jahre alt, als der Arzt meinen Eltern empfahl, die leichte Fehlstellung meiner Hüfte mit Ballettstunden zu korrigieren.“ Eine folgenreiche Empfehlung. Ina Borchel-Waldmann verliebte sich in die klassische Musik und ins Ballett. Ihr Berufswunsch stand fest: sie wollte Ballettlehrerin werden.

Dazu studierte die Ur-Braunschweigerin in Leipzig Tanzpädagogik. Selbst den Beruf der Tänzerin zu ergreifen, kam ihr nicht in den Sinn, Sie wollte unterrichten. Mit dem Diplom in der Tasche kehrte sie nach Braunschweig zurück. Dort suchte die über 90-jährige „Tante Kathi“ eine Nachfolgerin für ihre Ballettschule – ein Angebot, für das die frisch heimgekehrte Tanzpädagogin all ihren

Mut zusammennahm. Das war 1998. Heute beschäftigt Borchel-Waldmann sechs Tanzlehrinnen als freie Mitarbeiterinnen.

Mit Zielen bei der Stange bleiben

Seit Januar 2010 hat die Schule neue Räume. In einem



ehemaligen Industriekomplex am Braunschweiger Rebenring schaffen hohe Decken, weiße Wände, große Fenster und ein speziell federnder, mehrschichtiger Bodenbelag einen modernen und freundlichen Rahmen für die klassischen Ballett-Stunden. Wo einst Bier gebraut und später Schutzhelme montiert wurden, üben nun kleine und größere Mädchen die verschiedenen Schritte und Körperpositionen vor übergroßen Spiegeln.

Die Schülerinnen entdecken ihre Begeisterung für das Ballett nicht selten durch Filme in Kino oder Fernsehen. „Auch Serien wie ‚Dance Academy‘ fördern das Interesse am Tanzen“, weiß Borchel-Waldmann. Doch nur wer eine Weile buchstäblich bei der Stange bleibt, erfährt: „Ballett bedeutet mehr, als die Schritte oder Positionen zu können. Ballett gibt einem nicht nur eine Körperhaltung, sondern

auch eine geistige Haltung. Wer beim Tanz lernt, dass man mit Anstrengung vorwärts kommt, kann den inneren Schweinehund auch bei anderen Gelegenheiten überwinden.“

Als ausgebildete Tanzpädagogin vertraut Borchel-Waldmann darauf, mit Zielen zu motivieren. Dafür plant ihre Ballettschule regelmäßig öffentliche Aufführungen. Und anders als im Training, kann man dann auch Tüllröckchen und Kopfschmuck sehen. Denn solche Accessoires sind der Bühne vorbehalten. „Beim Üben darf nichts von der Konzentration auf den eigenen Körper ablenken. Deshalb tragen die Schülerinnen auch keinen Schmuck und binden sich die Haare zusammen“, erklärt Borchel-Waldmann.

Anderes Zubehör des klassischen Balletts kommt allerdings zum Einsatz. Etwa zur Hälfte der Trainingsstunde wechseln die Mädchen die Fußbekleidung. Nach den leichten Gymnastikschläppchen ziehen die Mädchen die „guten“ Schuhe mit dem glänzenden Satinbezug für den Spitzentanz an.

Keine Elite sondern Ausdruck und Ausdauer

Wieder dirigiert Borchel-Waldmann mit französisch gesungenen Kommandos und rhythmischem Fingerschnippen die Mädchen. Von einer zur anderen geht die Lehrerin, legt hier einen Fuß etwas anders auf die Stange, hebt die Arme einer Schülerin ein wenig höher, dreht das Becken einer Dritten und biegt den Rücken einer Vierten. Die Mädchen verfolgen die Korrekturen genau und geben sich Mühe, die eleganten und fließenden Bewegungen ihrer Lehrerin nachzuahmen.

Manche Mädchen sind ihrer Lehrerin schon seit zehn Jahren und mehr treu. „Oft beenden sie den Unterricht erst, wenn das Abitur naht.“ Doch auch die Neulinge finden sich schnell in die Gruppen ein. „Wenn ich ein Talent entdecke, empfehle ich natürlich ein Hochschulstudium. Wir betreiben aber keine Elitenbildung.“

So können sich Louisa, Sophia und ihre Mitschülerinnen beim Pas-de-chat (Katzenschritt) und den verschiedenen Port-de-bras (Armpositionen) ganz auf das Üben von Balance, Ausdauer und Ausdruck konzentrieren.

Ballett hat sich als Bühnentanz im 15. und 16. Jahrhundert an italienischen („Balletto“ – kleiner Tanz) und französischen Fürstenhöfen entwickelt. Seine Hoch-Zeit hatte es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Anfang des 20. Jahrhunderts erlebte das klassische Ballett eine Renaissance, vor allem durch die Einflüsse russischer und osteuropäischer Künstlerinnen und Künstler. Bis heute grenzen sich klassisches Ballett und Modernes Tanztheater oft strikt voneinander ab.



In Braunschweig zählt der Quantensprung

Messen, Zählen, Wiegen bei der PTB

von Claus Koss



Seit ihrer Errichtung vor genau 125 Jahren war die PTB mit der Vorgängerinstitution Physikalisch-Technische Reichsanstalt (PTR) zuständig für das Messen, Zählen und Wiegen in Deutschland. Die Metrologen, also die „Mess-Wissenschaftler“, nicht zu verwechseln mit den Meteorologen, die sich mit dem Wetter beschäftigen,

Das genaueste Signal zum Aufstehen kommt aus der Bundesallee 100 in Braunschweig. In der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt steht die genaueste Uhr Deutschlands. Über eine Sendefunkstelle geht das Signal über bis zu 2.000 km bis in jeden Funkwecker und weckt pünktlich auf weniger als eine Sekunde genau. Aber die Zeit soll noch genauer gemessen werden: in der Bundesanstalt entsteht derzeit eine noch präzisere Uhr.

kamen nach dem Zweiten Weltkrieg 1947 auf das Gelände der ehemaligen Deutschen Forschungsanstalt für Luftfahrt in Braunschweig.

Am Anfang der Festlegung von Maßeinheiten stand der ehrbare Kaufmann, so der ehemalige Präsident der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt, Professor Ernst O. Göbel, in einem Aufsatz. Für den redlichen Handel mit Gütern bedurfte es vereinbarter Maßeinheiten für Größen in die Länge, Gewicht und Volumen. Die Einheitlichkeit

den Handel auf der Hand: fehlende Standardisierung erschwert den Handel und begünstigt Missbrauch und Betrug.

Die moderne Standardisierung begann zu Zeiten der Französischen Revolution. Die Französische Akademie der Wissenschaften wurde beauftragt, unveränderliche Normale für Maße und Gewichte zu entwickeln. Für den Meter nahmen die Wissenschaftler den 40millionsten Teil dieses Erdmeridians definiert und im sog. „Urmeter“ verkörpert. Aus der Längeneinheit wurde die Masseeinheit 1 Kilogramm abgeleitet. Dieses entspricht einem Würfel mit 1 dm Kantenlänge aus reinem destilliertem Wasser bei dessen größter Dichte (bei 3,98 °Celsius).

Die Messkunde (Metrologie) begann somit ganz einfach, bei den Längeneinheiten beispielsweise mit Körpermaßen. Elle und Fuß sind bereits in der Bibel erwähnt. Die Braunschweiger Elle – um ein Beispiel von vielen zu nennen – war 57,05 cm lang und war für den Marktverkehr mindestens seit dem 16. Jahrhundert vorgeschrieben.

Selbst die Ableitung aus dem Erdmeridian oder der Abguss in Edelmetall ist aber nicht unveränderbar, also wechselte die Definition: 1 Meter war danach das 1.650.763,73-fache der Wellenlänge des Lichtes, das von einem Krypton-86-Atom ausgesandt wird. Doch offenbar geht es noch genauer. Mit der Entwicklung des Lasers konnte der Meter noch genauer definiert werden. Seit 1983 ist ein Meter die Länge der Strecke, die Licht im Vakuum während der Dauer von (1/299.892.458) Sekunden durchläuft.

Auch die Zeitmessung wurde aus der Naturbeobachtung die Einheit abgeleitet. Am Anfang stand die astronomische Zeitbestimmung, die inzwischen durch die Atomuhren-basierte Zeitbestimmung abgelöst ist. Bis 1956 war der 86.400. Teil des mittleren Sonnentages die Definition der Einheit Sekunde. Andreas Bauch, Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe „Zeitübertragung“ bei der PTB, weist in einem Aufsatz jedoch darauf hin, dass aufgrund der Gezeitentreibung die Erdrotation abgebremst wird. So hatte vor 400 Millionen Jahren das Jahr 400 Tage.

Bei der damaligen Physikalisch-Technischen Reichsanstalt (PTR) fand mit der Abkehr von der astronomischen Zeitbestimmung bis 1945 eine „Quarzrevolution“ (Bausch) statt. Das bedeutet: die Sekunde wurde nicht mehr aus der Erdrotation, sondern aus der Schwingung von Quarzquarzen, verbunden mit der Verbesserung durch den Abgleich mit anderen Zeitmessstationen per Funk gemessen. Auslöser war aber nicht die Zeitmessung als solches, sondern die Notwendigkeit einer abgeleiteten Größe: die Frequenz, gemessen in Hertz ($\text{Hz} = 1/\text{s}$, d.h. eine Schwingung pro Sekunde).

Vor 400 Millionen Jahren hatte das Erdenjahr 400 Tage – auch wenn das kein Kalender erfassete.

Quantensprung in der Zeitmessung

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einem – im wörtlichen Sinne – „Quantensprung“ in der Zeitmessung. Aus der Quantenmechanik wird der Übergang zwischen zwei atomaren Eigenzuständen mit einer konstanten Frequenz f verknüpft. Aus dem Kehrwert $1/f$ lässt sich eine Periodendauer und darauf eine neue Zeiteinheit definieren. 1955 wurde diese Theorie erstmals in eine Caesiumatomuhr umgesetzt, 1967 wurde die Sekunde als das 9.192.631.770 fache der Periodendauer der dem Übergang zwischen den beiden Hyperfeinstrukturniveaus des Grundzustandes von Atomen des Nuklids 133Cs entsprechenden Strahlung definiert. Mitte der Fünzigerjahre begann in der PTB das „Atomzeitalter“. Anstatt der bei mechanischen Uhren eingesetzten Taktgeber Pendel, Unruh oder der Schwingung eines Quarzes geben jetzt Caesium-Atome den Takt an.

Aber „die Zeit blieb nicht stehen“, und die PTB entwickelt die Genauigkeit der Atomuhren weiter. Weil die einzelne Uhr aber immer noch zu ungenau ist, ergibt sich die „Koordinierte Weltzeit UTC (Coordinated Universal Time)“ aus dem Vergleich von etwa 350 Uhren aus ca. 70 weltweit verteilten Zeitinstituten.

Derzeit soll in der PTB „die genaueste Uhr der Welt“ entstehen, so die Aussage in einem Nachrichtenmagazin. Für die theoretischen Grundlagen erhielt der amerikanische Physiker David Wineland zusammen mit dem in Paris lehrenden Serge Haroche heuer den Nobelpreis.

Mit der genaueren Zeitmessung geht es von Braunschweig aus an die genauere Vermessung der Erde – diesmal mit Hilfe eines „atomaren Zollstocks“ („Der Spiegel“). Denn die Zeit läuft bei stärkerem Gravitationsfeld langsamer. Gelingt es den PTB-Technikern, eine mobile Quantenuhr zu bauen, lassen sich Höhendifferenzen mit einer Genauigkeit bis auf 20 cm messen.

Messen, Zählen und Wiegen hat etwas Mystisches für Menschen. Deutlich wird dies am „Maya-Kalender“. Dieser endet – nach unserer Zeitrechnung – am 20. Dezember 2012. Daraus folgt der Aberglaube: mit dem Ende der Messung endet auch die Erde. Etwas Wahres ist aber auch daran: Mit dem Ende des Messens endet zumindest die (Natur-)Wissenschaft und beginnt die Spekulation, genauer: das Schätzen.

Prof. Dr. Claus Koss ist Steuerberater und Wirtschaftsprüfer. Zum Thema kam er über die Erfolgs „messung“ von Unternehmen und Stiftungen, nach Braunschweig über die Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz.

ÄPFEL IM SCHNEE – EIN SPAZIERGANG

So etwas hat es auch bei uns im Voralpengebiet lange nicht mehr gegeben: eine geschlossene Schneedecke im Oktober. Ich stapfe meines Weges, viel buntes Laub flattert mir um die Ohren und breitet sich über den weißen Wiesen aus, und die Äpfel, die noch im Baum hängen, sind eingeschneet, als wollte die Natur den Herbst überspringen.

Meine Gedanken schwirren ... Allzu früh kündigt sich durch den plötzlichen Wintereinbruch des Jahres Ende an, wo doch „ein jegliches seine Zeit“ hat, haben sollte ... Jetzt komme ich gerade am Fußballplatz des WSV Aschau vorbei, bestaune den Schneeturm, der sich auf dem Torbalken gebildet hat, und sofort denke ich an „unser Aantracht“ und ihren famosen Tabellenstand. Ob sie es wohl diesmal schon schaffen? Beim Spiel in der Allianz-Arena gegen 1860 München habe ich sie - inmitten von äußerst engagierten blaugelben Fans sitzend – siegverdächtig gut erlebt.

Der OB wird's auf jeden Fall schon 2013 krachen lassen mit den vorauselenden Jubiläumsfeierlichkeiten. 2014 kann ja nun auch wirklich jeder ... Also wird beherzt früh gefeiert, ob nun letzter Welfenthron seit 100 oder erster Erst-Liga-Aufstieg seit 27 Jahren.

Ich stapfe weiter durch den Schnee, meine Gedanken hängen wieder einmal an Braunschweig fest, springen hin und her.

Ich frage mich, warum eigentlich der Vorschlag, die Millenniumhalle als künftiges Veranstaltungszentrum zu nutzen, auf so wenig Gegenliebe stößt, andererseits aber keiner der Kritiker auf die Idee kommt, das Spaßbad als neues FBZ zu deklarieren: Baden gehen ist doch nun wirklich eine gesamtgesellschaftliche Erfahrung!

Freilich könnte man auch an die Nordkurve so ein feines soziokulturelles Zentrum anbauen, denn bei der Eintracht trifft man sie doch eh alle, von A wie Azubi über Feuilletonchef, Kurvenhänger, Propst oder Politiker bis Z wie Zugereiste.

Warum also will man sich mit dieser Standort-Entscheidung „alle Zeit der Welt lassen“, wo man doch in Braunschweig weiß, „nichts wird gut, wenn man es nicht tut.“

Am Braunschweiger Forschungsflughafen scheint sich ja wirklich Großes zu tun, wenn sich der Oberbürgermeister und der TU-Präsident sogar mit den Herren Piech, Winterkorn und McAllister lebhaftig treffen. Ob da neben den geplanten Weltforschungsprojekten vielleicht auch noch Raum bleibt für die Erkundung wie man mit „E-Bike-

kompatiblen Auto-Motoren“ Braunschweig endlich zur N(jedersächsischen)-F(ührungs)-F(ahrradcity) hoch tunt? Ich frage mich auch so ins Blaue meiner Schneewanderung hinein, wann der Schanz – Schöpfer so Sparten-Schichten-Niveau-übergreifender Werke wie „Harfen Agnes“, „Ölper“, „Afrikaner“ und „Aantracht“ – endlich für den Raabepreis nominiert wird, ... ob der emsige Biegel in seinem Gelehrten-turm endlich den Nachweis erbringt, dass er in einer gedanklich weit verzweigten Seitenlinie doch mit Wilhelm Raabe verwandt ist, ... wie die Jazzkantine weiter mit „rhythm und Volk“ die Braunschweiger Seele am Swingen hält, ... warum der Winner nicht in Borek gesponserter Spezialedition eine Viktoria-Luise-Briefmarke erschaffen sollte, bei der jeder Braunschweiger respektive Braunschweigerin beim Belecken derselben noch den zarten Welfenflavour auf der Zunge hat ...

Und was schenkt man dem wunderbaren Staatsorchester zum sage und schreibe 425. Geburtstag? Vielleicht einen Baustein zum Einheitstarifvertrag – oder doch den ersehnten akustisch und architektonisch zukunftsweisenden eigenen Konzertaal? Auch die sozio-kulturellen Möglichkeiten der Musik sind mannigfache!

Während die (zugegeben katholische) Glocke im Aschauer Tal den Abend einläutet, freue ich mich, dass Bischof Weber nun der Hirte aller Europäischer Evangelen ist und hoffe, dass er dennoch Zeit findet für Kirch- und Leuchtturm-sorgen innerhalb des Sprengels.

Ich bin an meiner Haustür angelangt. Es war ein langer Gedankenspaziergang. Vor mir Äpfel im Schnee, die mir zu denken geben.

Innerlich werde ich Braunschweig immer nahe sein. Es ist eine aufregende anregende Kulturstadt, in der ich über 13 Jahre mitgestalten durfte.

Aber hier in Aschau bin ich – obwohl vor den Bergen und nicht hinterm Berg – zu weit weg von all den Braunschweiger Tagesgeschehnissen, um Chancen und Möglichkeiten einschätzen oder gar kritisch kommentieren zu können.

Ich schließe die Haustüre auf – und diese Kolumne ab. „Ein Jegliches ...“

Es war mir eine Ehre! Danke!

Herzliche Grüße
und viele gute Wünsche für 13!

Ihr
Wolfgang Gropper

KOLUMNE



22.12.2012, 18:00 Uhr
„Christen, ätzen diesen Tag“

Weihnachtskonzert
Carl Philipp Emanuel Bach: Magnificat D-Dur Wq 215
Wolfgang Amadeus Mozart: Violinkonzert Nr. 3 G-Dur KV 216
Johann Sebastian Bach: Kantate „Christen, ätzen diesen Tag“, BWV 63
Leitung: Andreas Schultz und Matthias Wengler
Königslutter, Kaiserdom

22.12.2012, 17:00 Uhr
„Die Heilige Nacht“ von Ludwig Thoma
Vorgetragen in bayerischer Mundart von Wolfgang Gropper
Musikalisch umrahmt von Mitgliedern des Staatsorchesters Braunschweig
Braunschweig, Haus der Wissenschaften (Alte Aula/TU)

28.12.2012, 18:00 Uhr
„Noël Baroque“
Ein französisches Weihnachtskonzert
Ensemble Recercada
Mia Mirén Paulus: Sopran
Christine Brełowski: Viola da Gamba, Blockflöte
Albin Paulus: Musette de Cour, Chalumeau
Ursula Gozdek: Truhengorgel
Simon Paulus: Lauten, Violone
Französische Weihnachtsmusik des 17. und 18. Jahrhunderts mit Werken von Michel-Richard Delalande, Marc-Antoine Charpentier u. a.
Königslutter, Kaiserdom

31.12.2012
Gedenken zum 875. Jahrestag der Beisetzung
Lothars III. im Kaiserdom zu Königslutter
15:00 Uhr
„Silvestervortrag im Kaiserdom“

Kaiser und Papst – Reich und Kirche. Kaiser Lothar III., ein christlicher Herrscher im Kampf um den Glauben. Prof. Dr. h.c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig
17:00 Uhr
„Ökumenischer Jahresschlussgottesdienst“
Mit Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber und Prälat Günther
Königslutter, Kaiserdom

1.1.2013, 17:00 Uhr
„25. Neujahrskonzert“
Mitglieder des Staatsorchesters Braunschweig
Dirigent: Helmut Imig
Werke von Telemann, Bach und Händel:
u. a. Feuerwerksmusik
Wolfenbüttel, Hauptkirche (Marienkirche)

5.1.2013, 18:00 Uhr
„Beethoven Beats“
Neujahrskonzert
Camerata Instrumentale Berlin
Ludwig von Beethoven:
Sinfonie Nr. 1 C-Dur op. 21
Sinfonie Nr. 7 A-Dur op. 92
Königslutter, Kaiserdom

25.1.– Mai 2013
Frauen in der Politik: Äbtissin Therese Natalie
Zwei nahezu identische Porträts führen auf die Spuren-suche: nach einer Braunschweigischen Prinzessin, die im 18. Jahrhundert das hohe Amt der Äbtissin von Gandersheim innehatte, und nach den politischen Beziehungen des Braunschweiger Hofes und des Reichsstifts Gandersheim.
Braunschweig, Schlossmuseum Braunschweig

10.3.2013, 17:00 Uhr
Konvents-gottesdienst
Feierlicher gottesdienst des Konvents
des Klosters St. Marienberg in Helmstedt
Helmstedt, Klosterkirche St. Marienberg

31.3.2013, 19:30 Uhr
„Die 7. Nacht der Offenen Pforte
im ZisterzienserMuseum Kloster Walkenried“
Der gotische Kreuzgang im Kerzenschein, Wandelgesang und liturgischer Gesang der Gregorianik, Lesungen nach zisterziensischer Tradition, Schreiben wie die Mönche, (kl)östlerische Speisen und Köstlichkeiten für Leib und Seele: Das ist die Nacht der Offenen Pforte in Walkenried, eine stimmungsvolle Nacht zwischen Begegnung und Bewegung, Einsamkeit und Stille.
Walkenried/Südharz, ZisterzienserMuseum Kloster Walkenried

Termine

22.12.2012

31.3.2013

Braunschweigischer Vereinigter Kloster- und Studienfonds

Landwirtschaftlich genutzte Grundstücke:

Dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds gehören insgesamt neun Klostergüter mit einer Gesamtgröße von 2.009 ha sowie Garten-, Acker-, Wiesen- und sonstige Streugrundstücke mit einer Gesamtgröße von 1.049 ha (siehe Karte).

Klostergüter

Klostergut Ahlum, Klostergut Bodenstein, Klostergut Bündheim (ohne Hofstelle), Klostergut Dibbesdorf, Klostergut Hagenhof (ohne Hofstelle), Klostergut Mariental, Klostergut Schachtenbeck, Klostergut SZ-Heere, Klostergut Wobeck.

Erbbaurechte

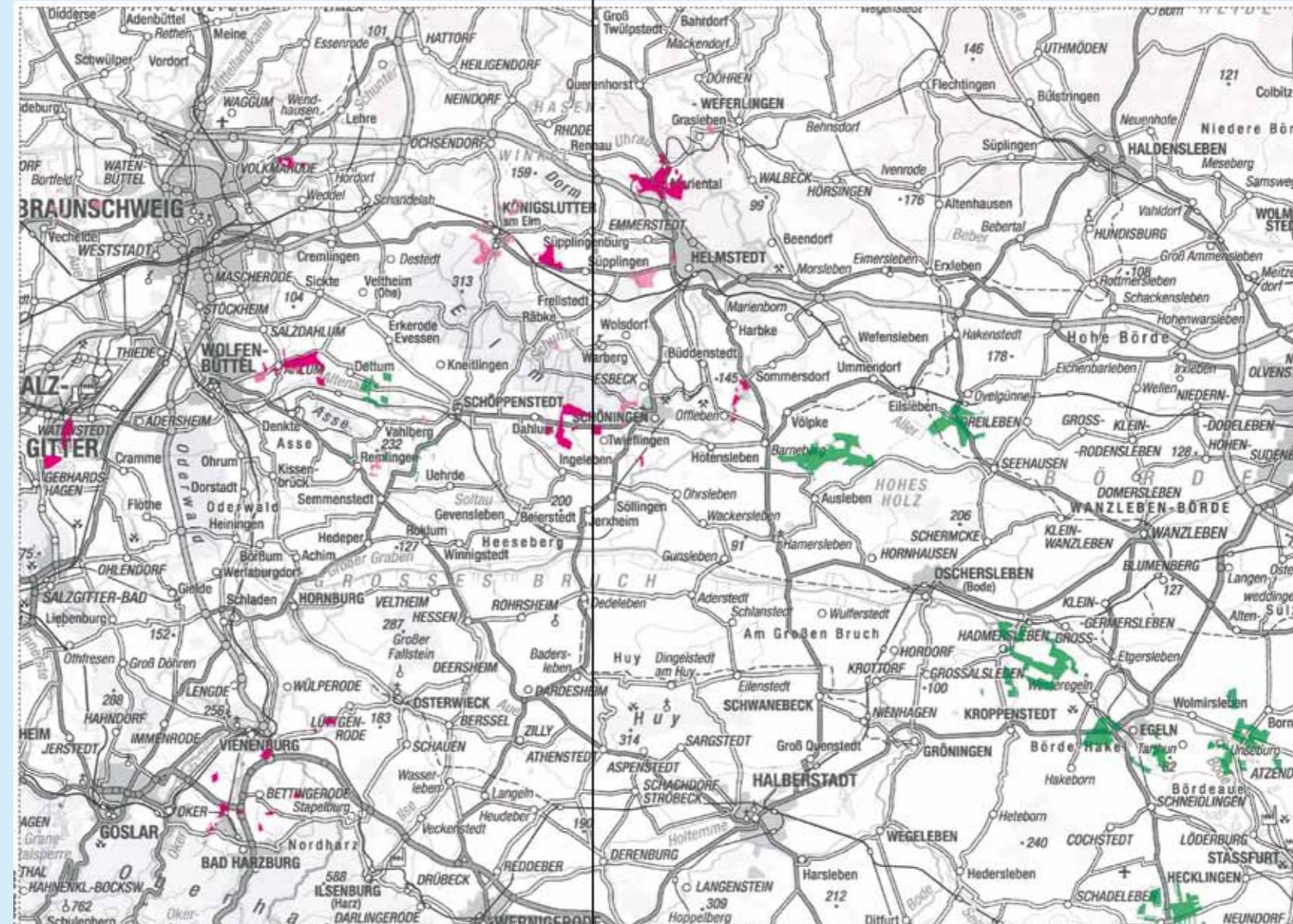
Der Braunschweigische Vereinigte Kloster- und Studienfonds besitzt insgesamt 2.240 Erbbaurechte in den Orten Bad Harzburg, Bevern, Braunschweig, Cremlingen, Helmstedt, Kisselbrück, Königslutter, Lehre, Lutter, Oker, Pattensen, Peine, Ronnenberg, Salzgitter, Vechelde, Vienenburg, Wolfenbüttel und Wolfsburg. In den unterstrichenen Orten sind derzeit noch stiftungseigene Baugrundstücke frei. Nähere Informationen hierzu erhalten Sie auf der Homepage der Stiftung (www.sbk-bs.de). Die Gesamtfläche der Erbbaurechtsgrundstücke beträgt ca. 180 ha.

Liegenschaften

Dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds gehören außer den landwirtschaftlichen Liegenschaften insgesamt acht Gebäude in Braunschweig, Helmstedt, Königslutter und Wolfenbüttel. Dazu gehören z. B. der Kaiserdom in Königslutter die Klosterkirche und das Kloster St. Marienberg in Helmstedt sowie das Kloster Zur Ehre Gottes in Wolfenbüttel.

Stiftungswald

Der Braunschweigische Vereinigte Kloster- und Studienfonds besitzt Waldflächen mit einer Gesamtgröße von 5.140 ha. Dieser Stiftungswald ist in zwei Stiftungsförstereien aufgeteilt. Zu der Stiftungsförsterei Lappwald gehören Waldflächen des Lappwalds bei Helmstedt, bei Querum, Riddagshausen und des Norderwalds in Sachsen-Anhalt. Die Stiftungsförsterei Elm umfasst Waldflächen im Elm bei Schöningen und Königslutter, den Eitz, sowie Waldflächen bei Stadtoldendorf.



Auszug aus der Übersicht der Kloster- und Stiftungsgüter der SBK
Karte: LGN

■ Klostergüter

■ Streubesitz Braunschweigischer Vereinigter Kloster- und Studienfonds

■ Stiftungsgüter

Braunschweig-Stiftung

Landwirtschaftlich genutzte Grundstücke

Der Braunschweig-Stiftung gehören insgesamt elf Stiftsgüter mit einer Gesamtgröße von 4.816 ha sowie Garten-, Acker-, Wiesen- und sonstige Streugrundstücke mit einer Gesamtgröße von 1.552 ha (siehe Karte).

Stiftsgüter

Stiftungsgut Allersheim, Stiftungsgut Amelungsborn, Stiftungsgut Forst, Stiftungsgut Fürstenberg (ohne Hofstelle), Stiftungsgut Hadmersleben, Stiftungsgut Hakenstedt, Stiftungsgut Marienstuhl (Egeln) (ohne Hofstelle), Stiftungsgut Siegersleben, Stiftungsgut Üplingen (ohne Hofstelle bis auf Brennerei), Stiftungsgut Warsleben, Stiftungsgut Weferlingen.

Erbbaurechte

Die Braunschweig-Stiftung besitzt insgesamt 803 Erbbaurechte in den Orten Bad Harzburg, Bad Sachsa, Bevern, Braunschweig, Cremlingen, Deensen, Dettum, Eimen, Fürstenberg, Groß Flöthe, Hadmersleben, Halberstadt, Helmstedt, Holzminden, Königslutter, Thedinghausen, Unseburg, Walkenried und Wolfsburg. In den unterstrichenen Orten sind derzeit noch stiftungseigene Baugrundstücke frei. Nähere Informationen hierzu erhalten Sie auf der Homepage der Stiftung (www.sbk-bs.de). Die Gesamtfläche der Erbbaurechtsgrundstücke beträgt ca. 62 ha.

Liegenschaften

Der Braunschweig-Stiftung gehören außer den landwirtschaftlichen Liegenschaften insgesamt zehn Gebäude in Braunschweig, Walkenried, Üplingen und Zorge/Neuhof. Dazu gehört z. B. das Zisterzienserkloster Walkenried.

Sonstiges Vermögen inkl. Finanzanlagen

Das sonstige Vermögen der Braunschweig-Stiftung beläuft sich auf ca. 7.850.000 EUR (Haushaltplan 2012).

Jürgen Penner

Das letzte halbe Jahrhundert hat Jürgen Penner im Wald verbracht. Dabei war seine Karriere als Forstmann alles andere als vorgezeichnet. Zwar war ein Großvater Förster, aber die Penners zählten nicht zu den traditionellen Försterfamilien. Denen waren immerhin drei der sechs begehrten Studienplätze für Forstwirtschaft reserviert. Um die übrigen drei mussten die 100 Studienbewerber in Wettstreit treten. Dass einer der Sieger Jürgen Penner hieß, mag zum einen in dessen Talent liegen, sich gerade durch eine gewisse Zurückhaltung durchzusetzen, zum anderen vermutlich aber auch in seinem kundigen Umgang mit Fakten und Inhalten.

Nach dem Studium der Forstwirtschaft in Freiburg und Göttingen begann mit der Referendarzeit die Beamtenlaufbahn. Schon mit 33 Jahren wurde Jürgen Penner Forstamtleiter in Schöningen – heute muss man für eine solche Position warten, bis man 50 ist. Eigentlich hätte man also diesen schönen Posten bis in den Ruhestand bekleiden können. Doch Jürgen Penner wollte mehr erfahren und ging zur Bezirksregierung nach Braunschweig.

Als Dezernatsleiter lernte Jürgen Penner hier den Waldbesitz der Stiftung bis ins Detail kennen. Gegen die rechtlichen Finessen eines Finanznebenvertrages aus dem Jahr 1832 zum heutigen Stiftungswald fand er das richtige Mittel. Auch die Flächenbereinigung von 1999/2000, als große Teile des Waldbesitzes mit Landesforsten getauscht wurden, trug seine Handschrift. Verständlich, dass man ihn zu Rate zog, als die SBK 2005 errichtet wurde und es galt, Strategien für die Waldbewirtschaftung zu entwickeln. Sollte man verpachten oder alles selber machen? Und wie sollte der Bereich Stiftungswald in der neuen SBK strukturiert sein? Jürgen Penner fand eine Antwort.

Auch heute noch, mit 72 Jahren, ist er für die Stiftung im Rahmen eines Beratervertrages als Koordinator für den Bereich Forsten tätig. Er wacht über die Vermarktung der Holzprodukte aus den Stiftungsforsten, vertritt die Stiftung bei der Holzmesse LIGNA, setzt sich mit Grundstücksnachbarn auseinander und hat die Hochwildhegegemeinschaft Elm initiiert. Dass er darüber



hinaus noch Vorsitzender der Forstgenossenschaft Wobeck und Sprecher des Landesforstbeirates ist, ist sicher nicht zum Nachteil der Stiftung.

Die Hauptaufgabe seiner Tätigkeit aber sieht er darin, Kontakt zu anderen Waldbesitzern und zu Vertragspartnern zu pflegen. Er will mit den Ressourcen, die der Stiftung zur Verfügung stehen, dem Wald und damit wiederum der Stiftung größtmöglichen Nutzen bringen. Denn schließlich kennt er hier fast jeden Baum.

Es ist eine neue Heimat. Jürgen Penner ist in Pommern geboren. Die Kriegswirren zwangen die Familie zur Flucht aus Stettin, zunächst in die Altmark, schließlich

1953 nach Vechelde. Der Direktor der SBK, Tobias Henkel, ist nicht der einzige aus der Stiftung, der in der Gauss-Schule, auf dem Nachbargrundstück des Stiftungssitzes, sein Abitur machte. Auch Jürgen Penner legte dort, wenn auch einige Jahrzehnte zuvor, seine Reifeprüfung ab.

In und um Braunschweig spielt sich das ganze Leben ab. Seine erste Frau ist 1978 in Schöningen gestorben, aus dieser Ehe stammen der Sohn und die erste von zwei Töchtern. Mit seiner zweiten Frau lebt er in Wobeck. So unterschiedliche Leben können zueinander passen: Jürgen Penner kam den weiten Weg von Pommern bis hierher an den Elm, seine Frau ist quasi im Nachbarhaus des jetzigen Hauses aufgewachsen.

Jürgen Penner hat einen großen Garten oberhalb des Hauses mit Forellenteichen. Die Forellen machen sich stets gut, wenn man bei Freunden zum Essen eingeladen ist.

Der letzte Absatz dieses Artikels soll aber wieder dem Wald gehören. Denn der Wald ist der Ort von Jürgen Penners liebster Freizeitbeschäftigung. Die Jagd hat es ihm angetan. Ob 1974 als „Großwildjäger in Deutsch-Südwestafrika“, ob 1989 bei Kollegen in Kanada, in Polen oder Österreich: Er hat in vielen Teilen der Welt Tiere beobachtet, Tiere erlegt. In schöner Regelmäßigkeit jagt er seit 1990 in Schweden. Noch häufiger natürlich im Stiftungswald. Dass Hundedame Lilly ihn bei allen diesen Jagden begleitet, ist schon eine Selbstverständlichkeit.

IMPRESSUM

VIERVIERTELKULT

Vierteljahresschrift der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz
Löwenwall 16
38100 Braunschweig
vierviertelkult@sbk.niedersachsen.de
www.sbk-bs.de

Herausgeber:

Tobias Henkel,
Direktor der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz

Redaktion:

Ulrich Brömmeling, Berlin (Chefredakteur),
Simone Teschner, Andreas Greiner-Napp, Peter Wentzler
Gestaltung: Peter Wentzler, Hinz & Kunst, Braunschweig
Sämtliche Fotos: Andreas Greiner-Napp, Braunschweig – außer:
S. 35 Michael Strohmann, S. 40 Rudolf Flentje,
S. 52/53 Archiv Evangelische Stiftung Neuerkerode, S. 58 PTB

Erscheinungsweise:

vierteljährlich. Frühling | Sommer | Herbst | Winter.

Erscheinungstermin dieser Ausgabe: Dezember 2012

ISSN 2192-600X

Herstellung:

Sigert GmbH Druck- und Medienhaus, Braunschweig
Kostenloser Vertrieb
durch die Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz
abonnement-kult@sbk.niedersachsen.de
oder telefonisch unter 0531 / 707 42-43

Die **Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz** fördert kirchliche, kulturelle und soziale Projekte sowie Wissenschaft und Forschung im alten Land Braunschweig. In ihrem Eigentum befinden sich darüber hinaus Kulturdenkmale, Forsten und Ländereien.

INHALTSVERZEICHNIS

1 Editorial

2 Stiftungsblicke

SCHWERPUNKT: Orchester

- 5 Gerald Mertens: Der Tradition verpflichtet – offen für Neues
- 9 Martin Weller: Der Größenwahn des überdehnten Jahrhunderts
- 16 Joachim Klement: Neu seit 425 Jahren
- 19 Alexander Joel: „Liebe auf den ersten Blick“ (Interview)
- 23 Stefan Soltesz: „Die Politiker sind ganz uninteressiert“ (Interview)
- 26 Thomas Gartmann: Orchester kantonsweise

- 28 Der Stiftungsrat im Interview: Dr. Bernd Huck

AKTIVITÄTEN & FÖRDERUNGEN

- 30 Markus Götte: Kurzfilmwettbewerb „Helden von nebenan“
- 32 Ingrid Wahnschaff-Gruber: Windenergie auf Stiftungsflächen
- 35 Jonas Teschner: Russen in Helmstedt
- 36 Anja Stadler: Außergewöhnliche Entdeckungen. Die Schlosskirche Salder
- 38 Sebastian Besgen: Kirchliche Denkmalpflege zwischen Kultraum und Kulturraum
- 40 Gesa Kaselow: Stiftung im Goldrausch
- 42 Martina Kaumann: Zeitmanagement und Erfahrungsaustausch
- 44 Hanfried Lübkemann: VIER FLÜGEL KULT. Emtinghausen und seine Windmühle

- 47 Geförderte Medien

- 48 Stiftungsvermögen vorgestellt: Kirche St. Marienberg

- 50 Neuerscheinungen

ÜBER DEN TELLERRAND

- 52 Rupert Graf Strachwitz: Wie mein Urgroßvater Neuerkerode erfand
- 55 Anke Lang: Ballettunterricht in Braunschweig: Ina Borchel-Waldmann
- 58 Claus Koss: In Braunschweig zählt der Quantensprung

- 60 Wolfgang Gropper: „Äpfel im Schnee“ – Kolumne
- 61 Veranstaltungstermine
- 62 Vermögensaufstellung

- 64 Teamporträt: Jürgen Penner

- 65 Impressum